ALPEN DISTEL

MAGAZIN FÜR ANTIFASCHISTISCHE GEDENKKULTUR

(K)EINE WELT VON GESTERN

DER HERAUSFORDERNDE UMGANG MIT ERINNERUNGEN

KRIMMLER TAUERN
ALPINE PEACE CROSSING

Nr. 2/2021

IMPRESSUM

Medieninhaber und Herausgeber: Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC
(Alpine Peace Crossing); Gemeindeamt Krimml, Oberkrimml 37, A-5743 Krimml; ZVR-Zahl: 1811888658;
E-Mail: office@alpinepeacecrossing.org; Webseite: www.alpinepeacecrossing.org /
Layout: Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC / Lektorat: Kay-Michael Dankl, Christoph Würflinger

Redaktion: Jakob Gruber, Caroline Huber, Robert Obermair, Bettina Reiter, Matthias Schreckeis,
Antonia Winsauer (Kontakt: office@alpinepeacecrossing.org)

Autor*innen dieser Ausgabe: Helga Amesberger, Maria Ecker-Angerer, Laura Bäumel, Gregor Berger,
Kay-Michael Dankl, Hanna Frischenschlager, Jakob Gruber, Brigitte Halbmayr, Caroline Huber, Andreas Kosek,
Victoria Kumar, Rami Litani, Ernst Löschner, Matteo Meinzolt, Miri Nehari, Lukas Nievoll, Robert Obermair,
Adam Protter, Miles Protter, Bettina Reiter, Margit Reiter, Matthias Schreckeis, Adelheid Schreilechner,
Gal Talit, Hanna Weiss, Marianne Windsperger, Antonia Winsauer

Druckerei: Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H. / www.berger.at / Auflage: 2.000 Stück

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der jeweiligen Autor*innen
und nicht zwingend die Sichtweise der Redaktion wieder.

Bilder (wenn nicht anders angegeben): APC

Es ist uns bewusst, dass gerade in der Zeit des Nationalsozialismus Menschen in einer Fremdzuschreibung als „jüdisch“ definiert wurden, die sich selbst nicht dieser Religion zugehörig fühlten. Um zu einer besseren Lesbarkeit dieses Magazins beizutragen, wurde nicht an jeder einzelnen Stelle zwischen „jüdisch“ als Fremd- oder Eigenzuschreibung unterschieden.

EDITORIAL

Liebe Leser*innen,

2021 feiert Alpine Peace Crossing (APC) sein 15-jähriges Bestehen. Wir freuen uns darauf, unser Jubiläum gemeinsam bei den Gedenkveranstaltungen in Krimml am 25. und 26. Juni zu begehen. Zusätzlich zu den bereits etablierten Programmpunkten des Dialogforums und der Gedenkwanderung wird heuer bereits am Vormittag des 25. Juni eine weitere Pyramide sowie eine Skulptur zur Erinnerung an das ehemalige Displaced Persons Camp Givat Avoda (am jetzigen Standort der Anton-Wallner-Kaserne) in Saalfelden enthüllt. Für die Veranstaltungen konnten wir wieder hochkarätige Vortragende gewinnen, die ein spannendes Programm garantieren.

Auch wenn uns die Einschränkungen der Corona-Pandemie nach wie vor begleiten, sind wir vorsichtig optimistisch, dass die Veranstaltungen in Krimml und Saalfelden mit eventuellen kleinen Einschränkungen und räumlichen Alternativen durchgeführt werden können. Welche Maßnahmen dann konkret getroffen werden (müssen), wird auf unserer Homepage sowie unseren Social Media-Kanälen bekannt gegeben.

Unser 15-jähriges Jubiläum nehmen wir zum Anlass, zurückzublicken. Dieses Zurückblicken soll aber nicht allein auf APC selbst beschränkt sein, sondern breiter gefasst werden. Im Zentrum dieser Ausgabe steht dementsprechend der Schwerpunkt „(K)eine Welt von gestern – Der herausfordernde Umgang mit Erinnerungen“. Der Titel wurde in Anlehnung an Stefan Zweigs autobiografische Schrift Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers gewählt, in der er Kultur und Gesellschaft des alten Europas mit besonderem Blick auf Wien und die k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarns beschreibt. Zweig nutzt darin seine Erinnerungen, um einen Einblick in das Leben in vergangenen Zeiten zu vermitteln – genauso wie heute die Zeitzeug*innen, die durch die Erzählung ihrer persönlichen Erinnerungen und Erlebnisse diese für spätere Generationen greifbar machen. Neben bemerkenswerten persönlichen Erinnerungen und Familiengeschichten setzt sich diese Ausgabe der Alpendistel zudem auch mit den Herausforderungen im Umgang mit Erinnerungen auseinander.

Wir wünschen eine spannende Lektüre!

Die Redaktion der Alpendistel

INHALT

Schwerpunkt

7 (K)eine Welt von gestern
Der herausfordernde Umgang mit Erinnerungen

9 Zur Bedeutung von Erinnerungen österreichischer Überlebender des Nationalsozialismus

13 Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis von NS-Nachkommen

17 Puzzlearbeit Familiengedächtnis
Über die NS-Vergangenheit meines Großvaters

21 Der „Fall Murer“
Ein paradigmatischer Prozess gegen einen NS-Kriegsverbrecher in Österreich

25 Erinnerung ist ein Gespenst

29 Meine Großtante Fanni

32 Überlebende in der Literatur & das Ende der Zeitzeug*innenschaft

36 Zeit der Häutung
Ein Roman über eine Flucht entlang der „Rattenlinie“

41 Bernard Dov Protter
The mystery man who helped thousands find a new home

44 The Jewish Brigade soldiers

46 The Bricha Home
Post-War Exodus to Israel

49 The Story of Hanna Weiss’ Family

52 Givat Avoda, Saalfelden, the Alpine Peace Crossing & Me

Gedenken, Erinnern, Handeln

56 Abgewertet verdrängt vergessen
Widerstandsleistungen von Frauen

60 Ein ungesühnter Mord

64 “We will fight for Antifascism”
Interview mit Katarina Peović

68 Festung Europa
Berichte von Europas Außengrenzen

70 Genauer Hinschauen
Theorie und Praxis kritischer Bildung

73 Engagierte Gedenkarbeit in Graz: der Verein CLIO

75 Rezension
Widerstand – Verfolgung – Befreiung

Aus dem Verein

77 Rückblick 2020

78 15 Jahre APC

80 Geschichten aus dem Hain der Flucht

82 Ein Memory-Spiel gegen das Verdrängen

83 Der APC-Friedenspreis
Die Preisträger*innen 2020 & 2021

87 Erinnerungsorte entlang der historischen Fluchtroute

88 Flucht über die Berge
6. Krimmler Theaterwanderung

89 So können Sie unsere Arbeit unterstützen

89 Sponsor*innen der Alpendistel

90 Mitgliedschaftsantrag

91 Ausblick 2022

SCHWERPUNKT

7 (K)eine Welt von gestern
Der herausfordernde Umgang mit Erinnerungen

9 Zur Bedeutung von Erinnerungen österreichischer Überlebender des Nationalsozialismus

13 Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis von NS-Nachkommen

17 Puzzlearbeit Familiengedächtnis
Über die NS-Vergangenheit meines Großvaters

21 Der „Fall Murer“ – Ein paradigmatischer Prozess gegen einen NS-Kriegsverbrecher in Österreich

25 Erinnerung ist ein Gespenst

29 Meine Großtante Fanni

32 Überlebende in der Literatur & das Ende der Zeitzeug*innenschaft

36 Zeit der Häutung
Ein Roman über eine Flucht entlang der „Rattenlinie“

41 Bernard Dov Protter
The mystery man who helped thousands find a new home

44 The Jewish Brigade soldiers

46 The Bricha Home
Post-War Exodus to Israel

49 The Story of Hanna Weiss’ Family

52 Givat Avoda, Saalfelden, the Alpine Peace Crossing & Me

(K)EINE WELT VON GESTERN

DER HERAUSFORDERNDE UMGANG MIT ERINNERUNGEN

2021 jähren sich die Gedenkveranstaltungen von Alpine Peace Crossing zum 15. Mal. Ein guter Anlass also, einen Blick zurück in die Vergangenheit zu werfen.

Eine Einführung in den diesjährigen Schwerpunkt von Robert Obermair und Bettina Reiter.

Persönliche Erlebnisse und Erfahrungen stellen in vielen Fällen die Grundlage für Erinnerung und Gedenken dar. Sie machen die Vergangenheit greifbar und erfahrbar. Deshalb liegt unser diesjähriger Schwerpunkt auf Lebensgeschichten. Wir wollen damit die Ereignisse von 1947 auf einer neuen, persönlichen Ebene zugänglich machen, uns gleichzeitig aber auch näher mit den Potentialen und Schwierigkeiten persönlicher Erinnerungen auseinandersetzen. Für unseren Schwerpunkt haben wir uns zu einer Kombination aus theoretischen Annäherungen an das Thema Erinnerungen und tatsächlichen persönlichen (Familien-)Erinnerungen, besonders auch an die Flucht des Jahres 1947, entschieden.

Komplexität, Chancen und Herausforderungen von Erinnerungen

Der einleitende Beitrag von Victoria Kumar unterstreicht anschaulich, wie wichtig Erinnerungen von Überlebenden des Nationalsozialismus sowohl für die Gedenkkultur als auch die Vermittlungsarbeit sind. Dass persönliche Erinnerungen aber nicht nur im Falle der Opfer des NS-Regimes, sondern auch im Familiengedächtnis von Nachkommen von Nationalsozialist*innen eine zentrale Rolle einnehmen können, macht die Analyse von Margit Reiter deutlich. Hanna Frischenschlager zeigt dies im darauffolgenden Text auf sehr umsichtige Weise am Beispiel ihres Großvaters und des familiären Umgangs mit dem Thema. Viele ehemalige Nationalsozialist*innen mussten sich – wenn überhaupt – nur im familiären Kontext mit dem Thema beschäftigen. Die Erinnerungen von Überlebenden des NS-Terrors konnten einen wichtigen Anteil an der juristischen Aufarbeitung der NS-Verbrechen einnehmen, wie bei Lukas Nievolls Rückschau auf den Prozess gegen Franz Murer offensichtlich wird – auch wenn die Nachkriegsjustiz zu skandalösen Urteilssprüchen neigte.

Im Geschichtsunterricht sind Zeitzeug*innenberichte ein weit verbreitetes Mittel, um Schüler*innen das Thema Nationalsozialismus näherzubringen. Was neben einer intensiven Vor- und Nachbereitung außerdem essentiell für einen erfolgreichen Einsatz von Zeitzeug*innen ist, erklärt Adelheid Schreilechner in ihrem Artikel. Maria Ecker-Angerer zeigt im Anschluss anhand eines persönlichen Artikels zum eigenen Familiengedächtnis, wie lückenhaft bzw. selektiv familiäre Erinnerungen sein können und stellt die berechtigte Frage nach dem Warum.

Marianne Windsperger legt ihren Fokus auf die Repräsentation von Überlebenden der Shoah in der in der Literatur. Im Kontext der Diskussion über das Ende der lebendigen Zeitzeug*innenenschaft verdeutlicht sie, dass Reflexionen über das Bezeugen und Vermitteln des Geschehenen bereits mit den ersten literarischen Auseinan- ›

dersetzungen über die Shoah begonnen haben und keineswegs ein neues Phänomen sind. Auch im darauffolgenden Artikel steht die literarische Aufarbeitung der Vergangenheit im Mittelpunkt: Im Interview mit unserem Vorstandsmitglied Antonia Winsauer berichtet der Schriftsteller Robert Kleindienst am Beispiel seines Romans *Zeit der Häutung* von der Herausforderung, einen historischen Stoff literarisch umzusetzen.

Erinnerungen an die Flucht 1947

Der Schwerpunkt schließt mit fünf sehr persönlichen Erinnerungen an den jüdischen Exodus nach 1945 ab. Um die Authentizität dieser Erinnerungen zu wahren, haben wir uns entschieden, bei diesen fünf Beiträgen die Originalsprache der Texte beizubehalten. So begleiten wir die Brüder Adam und Miles Protter auf einer Spurensuche in die mysteriöse Vergangenheit ihres Vaters, der als Teil der Bricha maßgeblichen Anteil an der Organisation der jüdischen Migration aus dem Europa der Nachkriegszeit hatte. Die Geschichte Rami Litanis knüpft an eine ähnliche Thematik an, war sein Vater doch Offizier der Jewish Brigade, einer Armeeeinheit jüdischer Freiwilliger, die nicht nur am Kampf gegen die Nationalsozialist*innen beteiligt waren, sondern nach 1945 ebenfalls die flüchtenden Juden*Jüdinnen auf ihrem Weg aus Europa unterstützten. Der Beitrag von Miri Nehari – Leiterin der Bricha Association, einer Organisation, die es sich zum Ziel gemacht hat, das Erbe der Bricha zu dokumentieren und weiterzugeben – macht deutlich, wie wichtig die Erinnerung an die historische Flucht für das heutige Selbstverständnis vieler Israelis ist.

Hanna Weiss erzählt die Geschichte ihrer Familie, die nach dem Zweiten Weltkrieg den beschwerlichen Weg in das damalige Palästina auf sich nahm. Sie selbst kam in einem Displaced Persons Camp in Deutschland zur Welt, bevor sie wenige Monate später von ihren Eltern über den Krimmler Tauern getragen wurde. Doch mit dieser kräfteraubenden Wanderung war die Flucht noch längst nicht abgeschlossen. Bevor sie in Palästina ankommen sollten, vergingen noch weitere lange Monate.

Gal Talit erklärt in ihrem sehr persönlichen Artikel nicht nur die wichtige Rolle, die ihre Mutter als Teil der Bricha bei der Flucht über den Krimmler Tauern und im Displaced Persons Camp in Saalfelden einnahm, sondern auch die Wichtigkeit dieser Orte und die Aufrechterhaltung der Erinnerungen für ihre Familiengeschichte und sie selbst.

Wir möchten mit dieser Ausgabe der Alpendistel einen Einblick in die Komplexität von Erinnerungen ermöglichen. Zum einen handelt es sich um wertvolle Quellen, die ein besseres Bild von einer vergangenen Zeit vermitteln können, zum anderen muss aber auch immer hinterfragt werden, was Erzählende mit ihren Geschichten bewirken wollen und welche Aspekte vielleicht ausgelassen oder gar vergessen wurden.

Ganz besonders freut es uns, dass einige Menschen unserem Aufruf letztes Jahr gefolgt sind und ihre persönlichen oder auch überlieferten Erinnerungen zur Flucht 1947 mit uns teilen und wir diese einem breiteren Publikum zugänglich machen können. △

Bettina Reiter ist Lehrerin für Englisch und Sport und Vorstandsmitglied von APC.

Robert Obermair ist Zeithistoriker an der Universität Salzburg und Vorstandsvorsitzender von APC.

ZUR BEDEUTUNG VON **ERINNERUNGEN** ÖSTERREICHISCHER ÜBERLEBENDER DES NATIONALSOZIALISMUS

Verfolgte und Vertriebene des Nationalsozialismus sind in Österreich sehr spät zu ihren Erfahrungen befragt worden. Seit mehreren Jahrzehnten sind Erinnerungsberichte von Zeitzeug*innen selbstverständlicher und unverzichtbarer Bestandteil von Geschichtsdarstellungen, der schulischen und außerschulischen Vermittlung und der vielfältigen Gedenkkultur. Das Spezifische dieser besonderen Quellenform bedarf einer kritischen Reflexion.

Ein Beitrag von Victoria Kumar.

Zum Wesen von Erinnerung

„Die menschliche Erinnerung ist ein wunderbares, aber unzuverlässiges Instrument. Das ist eine abgedroschene Wahrheit, die nicht nur den Psychologen, sondern auch jedem bekannt ist, der sein Augenmerk auf das Verhalten seiner Umgebung oder auf sein eigenes gerichtet hat. Die in uns schlummernden Erinnerungen sind nicht in Stein gemeißelt; sie zeigen nicht nur die Neigung, sich mit den Jahren zu verflüchtigen, oft verändern sie sich oder werden sogar umfangreicher, wobei sie fremdbestimmte Züge in sich aufnehmen.“ [1] In seinem letzten Werk *Die Untergegangen und die Geretteten* spürt der italienische Auschwitz-Überlebende, Chemiker und Schriftsteller Primo Levi (1919-1987) dem Wesen von Erinnerung nach und beschreibt die geringe Zuverlässigkeit unseres Gedächtnisses. Schon unter „normalen“ Umständen widerstehen Erinnerungen gewissen Verflüchtigungen und Trübungen nicht; wurden Traumata und extreme Erfahrungen erlitten, können Verzerrungen und/oder Verdrängungen hinzukommen. Eine häufige Vergegenwärtigung halte die Erinnerung frisch, aber für Levi sei ebenso wahr, „dass eine Erinnerung, die allzu oft heraufbeschworen und in Form einer Erzählung dargeboten wird, dahin tendiert, zu einem Stereotyp, das heißt zu einer durch die Erfahrung getesteten Form, zu erstarren, abgelagert, perfektioniert und ausgeschmückt, die sich an die Stelle der ursprünglichen Erinnerung setzt und auf ihre Kosten gedeiht.“

Es entstand ein großer Erinnerungspool, in dem andere Narrative als bisher in die allgemeine Geschichtsschreibung Eingang fanden bzw. diese ergänzten.

In Levis Text wird das Prozesshafte, Widersprüchliche und Fehlerhafte dargelegt, das dem Erinnern innewohnt, und im starken Gegensatz zur Authentizität und Autorität steht, die Erinnerungsquellen häufig zugeschrieben wurde und wird. Dass sich der Blick auf die Vergangenheit stetig ändert und der Erinnerungsvorgang als Konstruktionsprozess – konstituiert durch psychodynamische Mechanismen, die zeitliche Aufschichtung, die Gegenwartsperspektive des Erzählenden – aufzufassen ist, wird auch in anderen Berichten von den Erinnernden selbst thematisiert.

So schreibt die jüdische Widerstandskämpferin Renée Wiener in ihrer außergewöhnlichen und

Renée Wiener beim Interview in New York 2008

beeindruckenden Biografie *Von Anfang an Rebellin* über das Gedächtnis: „Man weiß oft nicht mehr, habe ich das nur gehört oder habe ich es wirklich erlebt? Manchmal erinnert man sich an Dinge, die man gar nicht selbst erlebt haben kann, weil der Zeitrahmen oder der Ort unmöglich scheint. Manchmal formt man sich eine Erinnerung, die einem besser gefällt oder mit der es sich leicht leben lässt.“ [2] Das Buch beruht auf den Interviews mit Renée Wiener, die die Historiker*innen Maria Ecker-Angerer und Albert Lichtblau 2008 in New York geführt haben und die auf der von erinnern.at entwickelten Online-Plattform weiter_erzählen zu sehen sind. [3] Sowohl in schriftlicher als auch in audiovisueller Form wird anhand Wieners Lebensgeschichte deutlich, welche Relevanz die Erzählungen von Überlebenden nicht nur für die Rekonstruktion, sondern auch für die Vermittlung der NS-Vergangenheit und die Erinnerung daran haben: Mit einer sehr präzisen, selbstreflexiven und zum Teil schonungslosen Sprache lässt sie die Rezipient*innen an ihrem persönlich Erlebten teilhaben und legt offen, wie Flucht und Widerstand vor den nationalsozialistischen Verfolger*innen – im Falle Wieners in der Résistance – möglich waren. Erinnerungsberichte von Überlebenden dienen der Geschichtsforschung als wichtige Quelle und leisten einen wesentlichen Beitrag zur kritischen Bewusstseinsbildung nachfolgender Generationen, wird über diese spezifische Quellenform doch eine unmittelbare und sehr persönliche Dimension von Geschichte spürbar.

Aufarbeitung, Dokumentation und Zugänglichmachung von Lebensgeschichten

Bereits unmittelbar nach dem Krieg sind erste Tonbandaufnahmen von Überlebendenberichten entstanden. David Boder, ein aus Litauen stammender Jude, befragte 1946 hunderte jüdische Überlebende in Displaced Persons Lagern, wo mehrere Millionen Menschen nach dem Krieg auf ihre Repatriierung in ihre Ursprungsländer

oder auf ihre Emigration aus Europa warteten. Auch literarische Erinnerungsquellen entstanden bereits früh; sie wurden in den Nachkriegsgesellschaften allerdings wenig rezipiert. Das Interesse der Öffentlichkeit an den Erfahrungen und Erzählungen von Verfolgten und Vertriebenen des Nationalsozialismus war insgesamt lange gering und auf bestimmte Opfergruppen beschränkt. Bereits 1954 wurde das Zeitzeug*innen-Archiv in Yad Vashem gegründet – Mitte der 1990er Jahre zählte es mehr als 6.000 Testimonies. Ab den 1980er Jahren entstanden zunächst in den USA Videointerviews mit jüdischen Überlebenden: Das Fortunoff Video Archive in Yale, das Holocaust Memorial Museum in Washington und schließlich in beeindruckendem Umfang die von Steven Spielberg gegründete Survivors of the Shoah Visual History Foundation, deren Archiv an der University of Southern California angesiedelt ist, leiteten eine Sammlungsbewegung ein, die etwas später am europäischen Kontinent Nachahmung fand.

Man weiß oft nicht mehr, habe ich das nur gehört oder habe ich es wirklich erlebt?

In Österreich wurden seit 1982 am Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes unter dem Titel Erzählte Geschichte lebensgeschichtliche Interviews mit über 2.000 Personen geführt, die in der Zeit von 1934 bis 1945 verfolgt wurden und/oder im Widerstand waren. Eine neue Generation von Historiker*innen ermutigte in den 1980er Jahren speziell Holocaust-Überlebende, über ihr Leben zu sprechen. „Die jüdischen Überlebenden von Konzentrationslagern und die ins Ausland geflüchteten Jüdinnen und Juden, die nun in der ganzen Welt verstreut waren, sollten von der zweiten Generation ins kollektive österreichische Gedächtnis gerückt und somit symbolisch wieder ‚heimgeholt' werden.", blickt Margit Reiter auf die Anfänge der Oral History in der österreichischen Zeitgeschichte zurück. [4] Es entstand „ein großer Erinnerungspool, in dem andere Narrative als bisher in die allgemeine Geschichtsschreibung Eingang fanden bzw. diese ergänzten." Groß angelegte Interviewprojekte mit Überlebenden wurden vom Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, im Rahmen des Mauthausen Survivors Documentation Project, der Austrian Heritage Collection des New Yorker Leo Baeck Institute, und – in Verbindung mit der Entwicklung von Unterrichtsmaterialien – von erinnern.at durchgeführt. Häufig getragen von zivilgesellschaftlichen, regionalen Projekten entstanden parallel dazu zahlreiche Gedenkinitiativen und wurden künstlerische Interventionen und Erinnerungszeichen an NS-Opfer und Orte des NS-Terrors initiiert.

Basierte die Historiographie bislang vor allem auf der Täter*innen-Überlieferung, verschob sich die Perspektive nach der Waldheim-Debatte 1986 und im Zuge des für das kollektive Gedächtnis so bedeutsamen „Ge- und Bedenkjahr 1988" – 50 Jahre nach dem „Anschluss" Österreichs an das Deutsche Reich" – auf die Berichte der Opfer. Heidemarie Uhl verweist in diesem Zusammenhang auch auf ein verändertes Verständnis über die Bedeutung dieser Zeugnisse: „Ihr Quellenwert liegt nicht primär darin, neue Erkenntnisse über die „Faktengeschichte" zu eröffnen, sondern den Prozess des Erzählens und Erinnerns von traumatischen Ereignissen sichtbar zu machen." [5]

Sprechen und Schweigen, Verarbeiten und Aufklären

Sowohl die lebensgeschichtlichen Befragungen als auch die autobiografischen Texte kreisen zumeist um drei größere Themenkomplexe: das Leben in Österreich vor dem „Anschluss", die Verfolgung, Vertreibung und Flucht sowie den Neuanfang und das Weiterleben im jeweiligen Exilland. Auch wurde meistens das Verhältnis zu Österreich thematisiert. Dem Erinnern und Erzählen standen viele der interviewten Zeitzeug*innen zwiegespalten gegenüber: Über das Erlittene öffentlich zu berichten, war oft schwierig ›

Ilse L. beim Interview in New Haven 1984

Screenshot weitererzaehlen.at

und schmerzhaft; gleichzeitig bestand – nicht selten motiviert durch die eigenen Kinder oder Enkelkinder – der Wunsch, Zeugnis abzulegen und eine Botschaft speziell an die nachkommenden Generationen zu senden. Diese Ambivalenz wird auch im Interview mit der von Wien in die Niederlande geflüchteten Ilse L. deutlich: „One of my daughters is a psychotherapist and she is mostly interested in my background. As a matter of fact, she started to tape me once and asked me questions … I told my story in Washington, when I was there for the Holocaust survivor's conference, and I have that on tape … and now I am being taped here. … The only reason I do it is for future generations to know that this had happened and that it should never happen again. Why should I go through this? I am only doing it for that one purpose. It's not necessary. I am perfectly happy otherwise …" [6]

Der generationsbedingte Übergang vom individuellen Erfahrungsgedächtnis zum kulturellen Gedächtnis, das schon sehr bald ohne lebende Zeitzeug*innen auskommen werden muss, macht neue Formen der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und der Geschichtsvermittlung notwendig. Wohl gerade auch deshalb sind in den letzten Jahren vermehrt Online-Plattformen entstanden, die Interviews mit Zeitzeug*innen bereitstellen. So macht die bereits erwähnte Website weiter_erzählen derzeit fast 200 Video-Interviews mit Verfolgten des Nationalsozialismus, die einen Bezug zu Österreich haben, der Öffentlichkeit, im Besonderen auch Schulen, verschlagwortet und sequenziert zugänglich. Als Antwort auf die Frage, was sein wird, wenn die Überlebenden nicht mehr ihre Geschichte erzählen können, liefern archivarische, technische und digitale Möglichkeiten zumindest teilweise Antworten. Neue und zusätzliche Wege lotet derzeit beispielsweise _erinnern.at_ in einer 2019 ins Leben gerufenen Arbeitsgruppe aus, in der die Möglichkeiten von Schulgesprächen mit „Zeitzeug*innen der Zweiten Generation" erörtert und pädagogische Empfehlungen erarbeitet werden. Schon jetzt vermitteln auch Nachkommen von Verfolgten des Nationalsozialismus die Überlebensgeschichten ihrer Eltern oder Großeltern in unterschiedlichen Formaten an Schüler*innen.

Dass sich wissenschaftliche Forschungen, Gedenkprojekte, Ausstellungen sowie Lehr- und Lernmaterialien über Nationalsozialismus und Holocaust auf Erinnerungen von Überlebenden stützen können, ist nur durch die Bereitschaft so vieler Zeitzeug*innen möglich geworden, über das ihnen Widerfahrene öffentlich zu erzählen und ihre Geschichten aufnehmen zu lassen. Die Stimmen der Zeug*Innen werden nicht verstummen, vorausgesetzt sie finden ein rezipierendes Publikum. △

[1] Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten. München 1990, S. 19f.

[2] Renèe Wiener, Von Anfang an Rebellin, Die Geschichte einer jüdischen Widerstandskämpferin, Wien 2012, S. 230.

[3] https://www.weitererzaehlen.at/interviews/renee-wiener_1

[4] Margit Reiter, „Der Zeitzeuge als natürlicher Feind des Historikers"? Eine Reflexion über Oral History. In: Regina Thumser-Wöhs et.al., Außerordentliches. Festschrift für Albert Lichtblau, Wien 2019, S. 194.

[5] Heidemarie Uhl, Vom Pathos des Widerstands zur Aura des Authentischen. Die Entdeckung des Zeitzeugen als Epochenschwelle der Erinnerung. In: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 235f.

[6] https://www.weitererzaehlen.at/interviews/ilse-l

Victoria Kumar ist Historikerin und wissenschaftliche Mitarbeiterin bei erinnern.at.

Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis von NS-Nachkommen

Es wird oft beklagt, dass in Österreich über die NS-Zeit jahrzehntelang geschwiegen wurde. Auf der familiären Ebene äußert sich diese Klage im Vorwurf an die Eltern/Großeltern, dass diese über den Nationalsozialismus nie gesprochen hätten und somit für das Unwissen der Kinder und Enkelkinder verantwortlich wären. Dieser hartnäckige Mythos vom allumfassenden Schweigen muss kritisch hinterfragt werden, denn in den österreichischen Nachkriegsfamilien wurde sehr wohl erinnert und erzählt. Zu fragen ist nur: Was wurde erzählt, andererseits aber auch, was wurde verschwiegen und ausgeblendet?

Ein Blick in die österreichische Zeitgeschichte von Margit Reiter.

Opfer- und Heldengeschichten

Der Nationalsozialismus wurde meist von seinem Ende her erzählt. Die Anfänge des Nationalsozialismus, die mögliche eigene Begeisterung beim Einmarsch Hitlers 1938, das Zuschauen und Wegschauen oder gar die eigene (Mit)Täterschaft blieben hingegen ausgeklammert. Diese selektive Erinnerung hat eine entlastende Funktion, denn man kann sich als Opfer präsentieren: als Opfer Hitlers, als Opfer des Krieges, der Bomben und Zerstörungen. Meist wurde die Erinnerung auf die Nachkriegszeit ausgeweitet, sodass man schließlich auch als Opfer der Nachkriegsnot und der Besatzungsmächte gelten konnte – ja, selbst ehemalige Nationalsozialist*innen haben sich nachträglich als Opfer der Entnazifizierung stilisiert.

Es gab in den Familien aber keineswegs nur Opfer-, sondern oft auch Heldengeschichten, wie die Kriegsgeschichten ehemaliger Wehrmachtssoldaten, die ums Kämpfen und Überleben kreisten. So haben in der Nachkriegszeit viele Männer – oft unter Alkoholeinfluss, der ihre Zungen löste – durchaus mit ihren „Heldentaten“ geprahlt. Dabei präsentierten sie sich als aktiv Handelnde und nicht als passive Opfer und durchbrachen somit die offizielle Sprachregelung. Die väterlichen Kriegserzählungen schwankten zwischen Heroisierung und Selbstmitleid und manche Kinder konnten/wollten sie „nicht mehr hören“. Die Allgegenwart des Krieges erklärt sich aus dem Umstand, dass beinahe jede österreichische Nachkriegsfamilie einen Gefallenen zu beklagen hatte oder einen Großvater/Vater, der in der Wehrmacht gewesen war.

Viele Familienerzählungen kreisten um das eigene Leid und liefen letztendlich auf eine nachträgliche Rechtfertigung und Distanzierung hinaus. Die Palette der Rechtfertigungsmuster war breit: Man habe nichts gewusst, sei nur ein kleines Rädchen im Getriebe gewesen, es habe Diktatur und Zwang geherrscht, dem man sich nicht widersetzen konnte, und vieles andere mehr. Die Verantwortung für den Nationalsozialismus wurde auf einige wenige dämonisierte Täter (Hitler, Goebbels) und Organisationen (SS und Gestapo) verlagert, von denen man sich nach 1945 abgrenzte und mit denen man nichts (mehr) zu tun haben wollte. Die Quintessenz dieser wortreichen Distanzierungen blieb letztendlich gleich: Man selbst sei kein Nazi gewesen (das waren immer „die anderen“), und wenn dieser Umstand nicht zu leugnen war, dann zumindest ein „anständiger Nazi“, dessen Idealismus missbraucht worden sei.

Die wohl wirksamste Legende ist jene von der „sauberen Wehrmacht“.

›

Familienlegenden und Tabus

Gleichzeitig kursierten beinahe in jeder österreichischen Familie viele Familienlegenden, meist Anekdoten über angeblich nonkonformes Verhalten bzw. Widerstandshandlungen, durch die man sich größter Gefahr ausgesetzt hätte und woraus nachträglich eine Distanz gegenüber dem NS-Regime abgeleitet wurde. Die Palette dieser privaten „Widerstands"-Legenden reichte vom „Feindsender" hören, Hitlergruß verweigern, Schwarzschlachten bis hin zur guten Behandlung von Zwangsarbeiter*innen oder gar Verstecken von Jüdinnen*Juden. Nicht berücksichtigt wurde dabei, dass beispielsweise das Schwarzschlachten meist nicht politisch motiviert war, sondern schlicht aus Eigeninteresse oder aus Not geschehen ist und dass es konkrete Hilfeleistungen für verfolgte NS-Opfer zwar manchmal gab, diese aber insgesamt die (seltene) Ausnahme blieben.

Die wohl wirksamste Legende ist jene von der „sauberen Wehrmacht", die erst in den 1990er Jahren durch die auch in Salzburg gezeigte Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht nachhaltig erschüttert wurde. Viele ehemalige Wehrmachtssoldaten fühlten sich massiv angegriffen und wehrten den Vorwurf einer Beteiligung der Wehrmacht an NS-Verbrechen aggressiv ab. Aber nicht nur die betroffene „Kriegsgeneration" empörte sich, sondern es kam auch zu einem Schulterschluss zwischen den Generationen, da viele Nachkommen die Elterngeneration unter dem Motto: „Mein (Groß)Vater war kein Mörder!" pauschal verteidigten.

Das Themenfeld „Juden" und „Shoah" zählte zweifellos zu einem der zentralen Tabus der Nachkriegszeit.

Neben diesen Erzählungen gab es aber auch das viel zitierte Schweigen und die Lücken im Familiengedächtnis. Verschwiegen und ausgeblendet wurde vor allem zweierlei: die eigene Verantwortung und mögliche Mittäterschaft einerseits und das Leid der anderen, der NS-Opfer und Verfolgten andererseits. Das Themenfeld „Juden" und „Shoah" zählte zweifellos zu einem der zentralen Tabus der Nachkriegszeit. Tatsächlich können sich viele Nachkommen aus der zweiten Generation nicht daran erinnern, jemals in der Familie oder in der Schule von der Judenvernichtung gehört zu haben. Aber man ahnte vage, dass da etwas gewesen ist, worüber man besser nicht reden sollte, ohne „es" genauer benennen zu können. Gleichzeitig wurde Antisemitismus bewusst oder unbewusst über die Generationen hinweg tradiert. Auch über andere Opfergruppen wurde lange konsequent geschwiegen, z.B. über die „Euthanasie" und den Widerstand, über Deserteure sowie über andere ausgegrenzte und verfolgte Randgruppen der „Volksgemeinschaft". Solche Ausblendungen und Tabus wirken teilweise bis heute noch nach.

Das Familiengedächtnis als „Puzzle"

Die Kinder sind aber keineswegs nur Opfer ihrer familiären Prägungen, sondern haben selbst einen maßgeblichen Anteil am Familiengedächtnis. Viele NS-Nachkommen haben es verabsäumt, näher nachzufragen und die diversen Familienlegenden kritisch zu hinterfragen. Eine der Gründe für diese Scheu zu fragen ist die Beschaffenheit des Familiengedächtnisses: Geschichten über die NS-Zeit sind meist keine abgeschlossenen Erzählungen, sondern kleine, aus dem Zusammenhang gerissene Anekdoten und vage Andeutungen, sie bleiben oft bruchstückhaft und unvollständig, es fehlen meist konkrete Orts- und Zeitangaben und sie entsprechen nicht immer einer äußeren Logik und auch nicht immer der Wahrheit. Es handelt sich um eine Art „Puzzle", das zusammengefügt werden muss, wobei entscheidend ist, welche Bruchstücke die Nachkommen aufgreifen und welche nicht, und wie sie diese Bruchstücke schließlich in eine Gesamterzählung einfügen.

Da viele nicht nachgefragt haben, war das Wissen der Nachkommen über die eigene Familiengeschichte meist sehr gering. Sie waren daher auf Vermutungen und Phantasien über die Rolle ihrer (Groß-)Eltern im Nationalsozialismus angewiesen, die sowohl belastend als auch entlastend sein können. Um die bestehenden Leerstellen im Familiengedächtnis aufzufüllen, greifen die Nachkommen in der Regel genau jene Bestandteile der Geschichte/n auf, die ihnen am ehesten plausibel erscheinen und vor allem zugunsten der (Groß-)Eltern gedeutet werden können. Denn der Wunsch nach Entlastung ist groß. Nicht selten werden die Geschichten sogar „umgeschrieben", d.h. von den Kindern/Enkelkindern so verändert, dass sie am Ende einen

Viele Nachkommen wissen sehr wenig über ihre belastete Familiengeschichte und viele wollen auch nicht mehr wissen.

vollständigen Deutungswandel erfahren: Aus ehemaligen Nazis werden solcherart Widerstandskämpfer*innen und aus Antisemit*innen sogar Judenbeschützer*innen.

Die Konsequenz daraus ist: Viele Nachkommen wissen sehr wenig über ihre belastete Familiengeschichte und viele wollen auch nicht mehr wissen. Selbst wenn die Andeutungen auf eine NS-Verstrickung deutlich waren, bestand kaum die Gefahr einer Aufdeckung, weil sie von den Kindern aufgrund eigener Ängste überhört wurden. Es bedarf einer gewissen emotionalen Bereitschaft, aber auch historischer Kenntnis, um das Gesagte einordnen und das familiäre Puzzle zusammenfügen zu können – und die hat natürlich nicht jede*r. Das Nicht-Nachfragen geschieht häufig aus Angst vor unliebsamen Entdeckungen oder auch aus einem Schonverhalten sich und seinen (Groß-)Eltern gegenüber. Dieser Mechanismus des Nicht-Wissen-Wollens wird allgemein als „Pakt des Schweigens“ bezeichnet, der in den Familien oft sehr lange nicht aufgekündigt wird.

Zwischen Ahnen und (Nicht-)Wissen

Wie schwierig und schmerzhaft die Infragestellung oder gar Revision eines vermeintlichen „Wissens“ sein kann, zeigt sich am Beispiel von Frau H.S., einer Tochter eines SS-Einsatzgruppen-Kommandanten, der für schwerste NS-Verbrechen verantwortlich war und 1945 auf seiner Flucht im Pinzgau erschossen wurde [1]. Frau H.S. hatte immer im Glauben gelebt, ihr Vater sei ja „nur in der Wehrmacht“ gewesen, was sie – wie viele andere Söhne und Töchter auch – a priori als unproblematisch ansah. Erst im Alter von 60 Jahren erfuhr sie durch Zufall, dass ihr Vater entgegen ihrer bisherigen Annahme als SS-Einsatzgruppenleiter an NS-Massakern beteiligt war. Dieses neue Wissen hat sie zutiefst schockiert. Frau H.S. (Jg. 1939) hatte bis dahin ein ›

Gedenkstein in Babyn Jar, einem Tal in Kiew, in dem Nationalsozialisten am 29. und 30. September 1941 mehr als 33.000 Jüdinnen*Juden ermordeten

überaus positives, ja idealisiertes Bild von ihrem Vater, den sie altersbedingt aber kaum kannte. Ihr positives Vaterbild war vor allem durch die Glorifizierung des toten Vaters durch die Mutter und ihres familiären Umfelds geprägt. Nicht nur in ihrem Fall wird die zentrale Rolle der Frauen, der Mütter und Großmütter, im Familiengedächtnis deutlich.

Frau H.S. war durch die neuen, eindeutigen Fakten über die Aktivitäten ihres Vaters wie „aus allen Wolken gefallen". Bei näherem Nachfragen hat sich gezeigt, dass es auch schon vor der zufälligen Enthüllung der bitteren Wahrheit viele Hinweise auf eine mögliche Täterschaft gegeben hatte: da waren die Umstände seines gewaltsamen Todes 1945, auf seinem Grab lagen Kränze von SS-Kameraden, es gab seine Auszeichnung als „Blutordensträger" und ein deutsches Filmteam hatte Interesse an seinem Einsatz auf der Krim gezeigt. Diese vielen Indizien sowie die Halbwahrheiten und Ungereimtheiten der familiären Überlieferung konnte (und wollte?) die Tochter offenbar nicht entschlüsseln.

Konfrontiert mit der Wahrheit, befand sich Frau H.S. in einem Dilemma. Da gab es einerseits das emotionale Bedürfnis, den Vater zu entlasten und sich nicht zu stark mit dessen Täterschaft zu konfrontieren, andererseits aber auch das rationale Wissen um seine Verbrechen und die Notwendigkeit einer Distanzierung. Frau H.S. hat – nach inneren Kämpfen – schließlich diesen Weg gewählt: Da die Täterschaft des Vaters nicht mehr zu leugnen war, hat sie ihren „privaten" Vater vom „politischen" NS-Vater abgespaltet, denn nur auf diese Weise kann sie ihr positives Vaterbild weiterhin aufrechterhalten. Dieser Fall mag zwar ein extremer sein, im Kern aber berührt er Aspekte, die viele NS-Nachkommen betreffen, die sich ebenfalls im Spannungsfeld von Nichtwissen – Ahnen – Wissen bewegen.
Mittlerweile hat sich in der österreichischen Gesellschaft und in den Familien in Bezug auf den Nationalsozialismus einiges verändert. Es gibt viel mehr Wissen über die NS-Zeit allgemein und mit zeitlicher und emotionaler Distanz wollen viele Nachkommen auch mehr wissen. So spüren immer mehr Kinder und Enkelkinder ihrer eigenen belasteten Familiengeschichte nach und erschaffen sich somit Gewissheit über die tatsächliche Verantwortung ihrer Familienangehörigen im Nationalsozialismus. △

[1] Frau H.S. (anonymisiert) war eine meiner Interviewpartner*innen für mein Buch über die „Kinder der Täter"; ausführlich dazu vgl. Reiter, Die Generation danach, S. 243-261.

LITERATUR-HINWEISE

Margit Reiter, Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck-Wien-Bozen 2006.

Harald Welzer / Sabine Moller / Karoline Tschuggnall, „Opa war kein Nazi". Nationalsozialismus und Holocaust im deutschen Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002.

Margit Reiter ist Professorin für Europäische Zeitgeschichte an der Universität Salzburg.

PUZZLEARBEIT FAMILIEN-GEDÄCHTNIS

Über die NS-Vergangenheit meines Großvaters

Über eine halbe Million Österreicher*innen waren 1945 Mitglieder der NSDAP und unterstützten damit aktiv das NS-Regime. Die große Mehrheit von ihnen hatte jedoch nach Kriegsende keine langfristigen Konsequenzen für diese Mittäter*innenschaft zu tragen – stattdessen wurde die Aufarbeitung ihrer Verantwortung den Nachkommen überlassen.

Ein Beitrag von Hanna Frischenschlager.

Ich bin mit dem Wissen aufgewachsen, dass mein Großvater Nationalsozialist war. Seine Kinder, also meine Mutter und ihre Geschwister, machten daraus nie ein Geheimnis. Nachdem ich ihn persönlich kaum kennengelernt hatte – er starb 1999, als ich erst sechs Jahre alt war, und wir wohnten damals über 200 km voneinander entfernt – machte ich mir mein Bild aus dem, was ich in der Schule über die österreichische Geschichte gelernt hatte. Nationalsozialist*innen waren daher für mich einfach nur „böse Menschen".

Erst im Rahmen meines Geschichtsstudiums hatte ich vor kurzem die Möglichkeit, dieses Bild meines Großvaters differenzierter zu hinterfragen. In einer Seminararbeit über die Entnazifizierung in Österreich nach 1945 arbeitete ich seine Biografie auf. Als sogenannter „Minderbelasteter" war er nach dem Krieg von Maßnahmen gegen NSDAP-Mitglieder betroffen gewesen. Ich recherchierte also in Archivdokumenten, sah Fotoalben durch, las Lebensläufe, die meine Großeltern in den 1980er Jahren verfasst hatten, und führte viele Gespräche mit Familienmitgliedern. Schritt für Schritt gewann ich dadurch einen besseren – wenngleich nach wie vor schemenhaften – Eindruck von der Person hinter den Dokumenten und Erzählungen.

Kindheit und Jugend in der Kriegszeit

Mein Großvater, Leo Frischenschlager, wurde 1910 als viertes Kind seiner Eltern in Graz geboren und katholisch getauft. Seine Mutter war Hausfrau, sein Vater war Jurist und auch in der Landwirtschaft tätig. Später beschrieb Leo Frischenschlager seine Mutter als hübsch, warmherzig und lebenslustig, seinen Vater wiederum als schwermütigen, jähzornigen und verschlossenen Menschen. Das Aufwachsen der Kinder war geprägt durch die Alkoholsucht und die Gewaltbereitschaft des Vaters, die oft zu heftigen Auseinandersetzungen und zu Bestrafungen der Kinder führten. Auch Hunger und Knappheit ›

mussten er und seine Geschwister erleben – später führte Leo Frischenschlager sein schlechtes Wachstum (er war nur 1,68 m groß) auf diese Mangelernährung zurück. Meine Mutter und ihre Geschwister erinnern sich heute daran, dass ihr Vater sein Leben lang immer wieder über den in der Kindheit erlittenen Hunger redete. Zum Beispiel erzählte er, dass er aus Verzweiflung manchmal verschimmeltes Brot, Brot mit Maden, oder sogar Papier aß, einfach nur, um etwas im Magen zu haben. Aber er hatte auch schöne Erinnerungen an seine Kindheit, etwa an die Monate, die die Familie im Sommer auf einem Anwesen in der Nähe von Leibnitz verbrachte: „Der Weinberg war für uns Kinder ein Paradies," schrieb Leo Frischenschlager dazu 1988 in seinem Lebenslauf, „Wir verbrachten in der Volksschulzeit jeden Sommer drei Monate dort, wurden im Sommer früher von der Schule genommen und stiegen im Herbst später ein, was vom Lernen her keine Probleme machte."

Insgesamt verlief die Entnazifizierung allerdings relativ glimpflich.

Verhältnis zum Nationalsozialismus

Aufgrund widersprüchlicher Angaben in verschiedenen Aktenbeständen lässt sich Leo Frischenschlagers Einstellung zum Nationalsozialismus nur schwer rekonstruieren. Das liegt vor allem daran, dass seine entlastenden Angaben nach 1945 wenig verlässlich erscheinen und dass er darüber hinaus kaum bereit war, innerhalb seiner Familie über die Ereignisse der NS-Zeit zu sprechen. Zumindest eine anfängliche Begeisterung für die nationalsozialistische Ideologie gab er seinen Kindern gegenüber aber offen zu und begründete dies mit erhofften gesellschaftlichen Verbesserungen nach der Machtübernahme Hitlers. Schon 1933 bemühte er sich um die Aufnahme in die NSDAP und leistete während der Zeit des Austrofaschismus trotz Parteiverbots (mit Unterbrechungen) Mitgliedszahlungen. Nachdem er 1933 das Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Graz abgeschlossen hatte, trat er jedoch 1935 der Vaterländischen Front bei, was er später als berufliche Notwendigkeit erklärte: „[Die] Stelle als Richteramtsanwärter in Graz [war] nur durch 'Unterkriechen' bei der Vaterländischen Front möglich, einer Organisation, die mir verhaßt war, ich mußte ihr jedoch beitreten, anders hätte ich die Stelle nicht bekommen." Nach dem „Anschluss" Österreichs suchte er im März 1938 um Aufnahme in die NSDAP an, trat 1939 der SA bei und wurde schließlich 1943 als Parteimitglied aufgenommen. Dieses Interesse an der NS-Partei dürfte nicht nur berufliche, sondern auch ideologische Gründe gehabt haben. Noch Jahrzehnte später verwendete Leo Frischenschlager seinen Kindern gegenüber gelegentlich Ausdrücke wie „Führergeburtstag", „Reichsdeutsche" oder „Siegerjustiz", was wohl zeigt, dass er das NS-Gedankengut tief verinnerlicht hatte. Abgesehen davon gibt es aber – nach Auskunft mehrerer österreichischer Archive – keine Hinweise auf eine Beteiligung an NS-Verbrechen. Seinen Kindern gegenüber betonte Leo Frischenschlager immer, dass er während seiner Tätigkeit als Richter (1938–1943) nie mit Todesurteilen oder Erschießungen, sondern nur mit gewöhnlichen Strafprozessen, befasst war. Das bestätigen auch Unterlagen aus dem Landesarchiv Steiermark. Für mich ergeben all diese Puzzleteile eher das Bild eines opportunistischen „Mitläufers", der sich zwar berufliche Vorteile von einer NSDAP-Mitgliedschaft erhoffte und das Parteiprogramm grundsätzlich unterstützte, letztlich aber innerhalb der Parteihierarchie relativ bedeutungslos blieb.

Entnazifizierungsmaßnahmen nach 1945

Unter Entnazifizierung verstand man 1945 ein umfangreiches Programm, durch das die NS-Ideologie aus der österreichischen Bevölkerung und Nationalsozialist*innen aus Machtpositionen entfernt werden sollten. Dieses Vorgehen wurde vor allem von den US-amerikanisch und britischen Besatzern propagiert. Bereits ab April 1945 wurden entsprechende gesetzliche Maßnahmen umgesetzt, österreichweit wurden 536.000 ehemalige NSDAP-Mitglieder registriert und mit Sanktionen belegt. Insgesamt verlief die Entnazifizierung allerdings relativ glimpflich, weil für die österreichische Regierung in der Nachkriegszeit der wirtschaftliche Wiederaufbau Priorität hatte und Strafmaßnahmen gegen die eigene Bevölkerung dafür nur hinderlich waren. Schon ab 1947 wurden die Maßnahmen durch mehrere Amnestiegesetze weitgehend aufgehoben und innerhalb weniger Jahre konnten die meisten Nationalsozialist*innen in

Langfristig hatte seine Unterstützung der NSDAP für ihn keine nachteiligen Konsequenzen.

© Privatarchiv Frischenschlager

© Privatarchiv Frischenschlager

Leo Frischenschlager bei Wanderungen in den steirischen Alpen, 1941–42

© Privatarchiv Frischenschlager

Hochzeit von Leo Frischenschlager und Inge Eichler im August 1942

ihre früheren Positionen zurückkehren. In einzelnen Fällen wurden durch die Entnazifizierung dennoch soziale Notlagen verursacht. So wurden etwa bei Beamt*innenentlassungen als erstes ehemalige Nationalsozialist*innen herangezogen, deren dadurch erzeugte Existenzschwierigkeiten bewusst in Kauf genommen und als legitimes Strafelement betrachtet.

Davon war auch Leo Frischenschlager betroffen: 1945 kehrte er von seinem Kriegseinsatz in Hamburg (1943–1945) nach Graz zurück und konnte nicht mehr in seinen früheren Beruf als Richter einsteigen. Er war mehrere Jahre arbeitslos und verdiente sich mit Nachhilfestunden für Jus-Studierende ein kleines Einkommen. Meine Familienmitglieder erzählen heute, dass er in dieser Zeit am Existenzminimum lebte. Gleichzeitig ist für mich nicht mehr genau nachvollziehbar, ob er damals vor allem an seiner finanziellen Situation oder eher unter der schweren Krankheit seiner Frau litt. Inge Eichler war schon vor der Hochzeit im August 1942 an Tuberkulose erkrankt gewesen und hatte eine schwere Operation hinter sich. Nach Kriegsende verschlechterte sich ihr Zustand, sodass sie in eine Lungenheilanstalt eingeliefert wurde, wo sie im April 1947 verstarb. ›

NS-Vergangenheit im Familiengedächtnis

Trotz dieses Schicksalsschlags konnte Leo Frischenschlager schlussendlich aber wieder in eine angesehene soziale Position aufsteigen. Nachdem die Entnazifizierungsmaßnahmen Ende der Vierzigerjahre deutlich abgeschwächt worden waren, erhielt er 1948 eine Stelle als Konzipient in Wien und übersiedelte wenig später nach Linz, wo er sich eine erfolgreiche Anwaltskanzlei aufbauen konnte. 1954 heiratete er erneut und zwischen 1954 und 1963 kamen fünf Kinder zur Welt. Langfristig hatte seine Unterstützung der NSDAP also für ihn keine nachteiligen Konsequenzen – weder auf beruflicher und finanzieller noch auf sozialer Ebene.

Im Umgang mit der NS-Vergangenheit innerhalb der Familie waren aber durchaus Auswirkungen zu spüren. Auch wenn Leo Frischenschlagers Parteimitgliedschaft grundsätzlich nie verheimlicht wurde, sprachen die Eltern doch kaum über die Ereignisse vor 1945. Eine politische Beeinflussung der Kinder wurde – vermutlich aus Sorge vor negativen Folgen – konsequent vermieden. Stattdessen sind heute nur mehr vereinzelte, bruchstückhafte Erzählungen aus der NS-Zeit überliefert: So erzählte mein Großvater seinen Kindern zum Beispiel davon, wie er kurz vor Kriegsende von seinem Stützpunkt in Hamburg desertiert und ihm mit einem gestohlenen Fahrrad eine „abenteuerliche Heimkehr“ nach Graz gelungen sei. Weiters behauptete er auch, dass er die NS-Ideologie schon vor Kriegsende abgelehnt und daher den Feindsender gehört hätte. Hinter all diesen Erzählungen ist ein sorgfältiger Fokus erkennbar: Während rebellische Handlungen – und wenn sie noch so klein waren – besonders hervorgehoben wurden, wurde die eigene Rolle bei den Geschehnissen der NS-Zeit ausgeblendet. Ähnliche Erzählmuster finden sich in vielen österreichischen Familien.

Dementsprechend haben meine Mutter und ihre Geschwister vieles erst sehr spät erfahren. Die Hochzeitsfotos aus dem Jahr 1942, in denen mein Großvater SA-Uniform und Hakenkreuzarmbinde trägt, haben sie beispielsweise erst kurz vor dem Tod meiner Großmutter im Jahr 2009 gefunden. „Davon hat er nie ein Wort erzählt,“ meinte meine Mutter darüber betroffen zu mir, „Das war immer alles versteckt,“ sagte meine Tante kürzlich.

Erinnerung aus heutiger Sicht

Wenn ich heute über das Leben meines Großvaters nachdenke, bin ich hin- und hergerissen zwischen Empathie und Ablehnung. Er hat ein verbrecherisches Regime unterstützt, das Millionen von Opfern forderte, weil er sich dadurch – allem Anschein nach – berufliche Vorteile erhoffte. Andererseits verspüre ich auch eine gewisse Dankbarkeit für seinen Opportunismus, ohne den es meine Familie heute vielleicht schwerer hätte. Immer wieder taucht in unseren Gesprächen etwa die Frage auf, ob seine Parteimitgliedschaft bei seinem Einsatz als Funker in Hamburg eine Rolle spielte. Hätte er mit einer weniger regimetreuen Haltung diesen Posten bekommen, oder wäre er an die Front geschickt worden? Gleichzeitig empfinde ich Mitgefühl angesichts der Not, die so viele Biografien des 20. Jahrhunderts prägte. Ich bin in den 1990er Jahren geboren und wohlhabend aufgewachsen. Habe ich überhaupt das Recht, über seine Generation zu urteilen? In all diese Überlegungen mischt sich aber auch Enttäuschung darüber, dass es die österreichische Regierung nach 1945 verabsäumt hat, die Ereignisse der NS-Zeit aufzuarbeiten. Wären damals angemessene Entschädigungen gezahlt und langfristige Sanktionen verhängt worden, könnten vielleicht Familien wie meine heute unbeschwerter auf die Vergangenheit zurückblicken. △

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Harald Welzer/Sabine Moller/Karoline Tschuggnall, »Opa war kein Nazi«. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2015.

Margit Reiter, Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Innsbruck-Wien-Bozen 2006.

Hanna Frischenschlager studiert Geschichte an der Universität Salzburg und betätigt sich als freie Journalistin.

DER „FALL MURER“

Ein paradigmatischer Prozess gegen einen NS-Kriegsverbrecher in Österreich

Durch die Verfilmung des im Juli 1963 geführten NS-Prozesses gegen Franz Murer, dem ehemaligen Stabsleiter des Gebietskommissars von Wilna-Stadt, erreichte dieser Fall 2018 eine breitere Öffentlichkeit. Dieser Prozess gilt vor allem wegen des zweifelhaften Freispruchs und des offen zutage getretenen Antisemitismus als paradigmatisches Beispiel für die unzulängliche justizielle Ahndung von NS-Verbrechern durch Geschworenengerichte in Österreich

Ein Beitrag von Lukas Nievoll.

Franz Murers Werdegang

Franz Murer wurde 1912 geboren und wuchs in einer bäuerlich-katholischen Umgebung im Murtal (Steiermark) auf. Nach seiner Schullaufbahn verdiente er sein Geld auf Bauern- und Gutshöfen in der Steiermark und im Burgenland. Im Mai 1938 trat Franz Murer schließlich in die NSDAP ein, vermutlich um seiner Karriere Aufschwung zu verleihen. So bemühte er sich um einen Platz an einer von drei „Ordensburgen“, wo laut NS-Propaganda zukünftiges Führungspersonal der Partei ausgebildet und körperlich, charakterlich sowie ideologisch geschult werden sollte. Murer besuchte von Dezember 1938 bis Juli 1940 die „Ordensburg“ Krössinsee im heutigen Polen. Nachdem er ab Juli 1940 als Wehrmachtssoldat am deutschen Feldzug gegen Frankreich teilgenommen hatte, wurde er wie andere „Ordensjunker“ in „den Osten“ nach Litauen abkommandiert. Der 29-jährige Steirer kam im August 1941 in der Hauptstadt Vilnius an, welches als Zentrum jüdischer Kultur auch als „Jerusalem des Ostens“ bezeichnet wurde. Vor dem deutschen Einmarsch in Vilnius im Juni 1941 lebten dort rund 55.000 Jüdinnen*Juden (30% der Einwohner*innen). Alleine bis zum Ende des Jahres 1941 wurden in der Erschießungsstätte Ponary rund 40.000 Jüdinnen*Juden exekutiert. Offiziell war Murer Stabsleiter des Gebietskommissars Wilna-Stadt, Hans Hingst, wobei er als dessen Stellvertreter und Adjutant agierte. In dieser Rolle war er zentral an der Errichtung zweier jüdischer „Ghettos“ beteiligt, in welche Jüdinnen*Juden allen Alters zwangsumgesiedelt wurden. Nach nur wenigen Wochen, im Oktober 1941, wurden die aus nationalsozialistischer Sicht „nicht arbeitstauglichen“ Jüdinnen*Juden des kleinen „Ghettos“ in Ponary erschossen.

Heimkehr und erster Prozess

Franz Murer wurde im Sommer 1943 aus Vilnius versetzt. Nach einigen kurzen Zwischenstationen wurde er dem Fallschirm-Artillerie-Regiment Nr. 4 in Italien zugeteilt. Als Teil dieses Regiments wurde Franz Murer von britischen Truppen zu Kriegsende gefangen genommen und kehrte schlussendlich Ende 1945 ins Murtal nach Gaishorn zurück. Nachdem er dort einige Zeit mit seiner Frau und seinen Kindern auf dem Bauernhof tätig war, wurde er, vermutlich aufgrund von Zeug*innenaussagen jüdischer DPs im Juni 1947 verhaftet. Im Zuge der Untersuchungen wurde Franz Murer 1948 den sowjetischen Behörden übergeben, die ihn anschließend nach Vilnius brachten. Am 29. September 1948 verurteilte ein sowjetisches Militärgericht Franz Murer zur Maximalstrafe von 25 Jahren Arbeitslager. Dabei wurde seine zentrale Rolle bei der Ermordung und Verfolgung von „Sowjetbürgern jüdischer ›

Wenn in diesem Artikel nur die männliche Form verwendet wird, so hat dies den Grund, dass Frauen nach 1955 nicht vor Geschworenengerichten angeklagt wurden.

© Egon Blaschka (Multimediale Sammlungen/UMJ)

„Prozeß gegen Franz Murer“, Juni 1963

Nationalität", bei der Errichtung des „Ghettos" und bei von ihm persönlich durchgeführten und angeordneten Erschießungen hervorgehoben. Allerdings wurde Murer bereits 1955 im Rahmen des Staatsvertrags mit anderen, als Kriegsverbrechern inhaftierten Kriegsgefangenen, repatriiert. In Folge unterließ es die zuständige Staatsanwaltschaft in Österreich ein, eigentlich von Rechtswegen notwendiges, Strafverfahren gegen den verurteilten Kriegsverbrecher einzuleiten. Man argumentierte, er habe bereits einen großen Teil seiner Haftstrafe verbüßt, obwohl Murer nicht einmal ein Drittel seiner ursprünglichen Haftstrafe abgesessen hatte. Erst einige Jahre später brachte Simon Wiesenthal den Stein zur gerichtlichen Verfolgung Murers in Österreich ins Rollen. Wohl auch wegen des zu diesem Zeitpunkt bereits angelaufenen und international vielbeachteten Verfahrens gegen Adolf Eichmann in Israel, erhöhte sich der internationale Druck auf Österreich, sich mit NS-Kriegsverbrechern gerichtlich auseinanderzusetzen. So kam es nach zwei Jahren Ermittlungen am 10. Juni 1963 in Graz vor einem Geschworenengericht zum Prozess gegen Franz Murer.

Der Prozess gegen Franz Murer

Nachdem im März 1957 das NS-Amnestiegesetz verabschiedet und damit auch das sogenannte Kriegsverbrechergesetz (KVG) aufgehoben worden war, konnten komplexe nationalsozialistische Massengewaltverbrechen in Geschworenengerichtsprozessen nur nach den Bestimmungen des herkömmlichen Strafgesetzes geahndet werden. Diese Änderungen im Zusammenhang mit dem Ausbleiben einer Gesetzeserneuerung können definitiv als symptomatisch für eine Unwilligkeit der österreichischen Politik gesehen werden, sich nach der wiedererlangten Unabhängigkeit mit NS-Verbrechen zu beschäftigen. In dieser Hinsicht wurde Franz Murer „lediglich" wegen 15 Punkten, in den meisten Fällen Mord, angeklagt. Die Reporterin der Neuen Zeit hielt es daher für die „Überraschung des Prozesses", dass Murer „nicht wegen der Judenausrottung zur Verantwortung gezogen" wurde, „sondern nur wegen fünfzehn Mordtaten".

Holocaust-Überlebende als Zeug*innen im Prozess

Eine besondere Herausforderung war der Prozess für die Holocaust-Überlebenden, von denen die meisten aus Israel nach Graz reisten. Für den Großteil von ihnen war es überhaupt das erste Mal, dass sie vor Gericht aussagen mussten. Die Zeug*innen hatten unterschiedliche Motive, vor Gericht auszusagen. Moshe Feigenberg, der als Arzt im „Ghetto-Krankenhaus" in Vilnius gearbeitet hatte, sprach davon, im Namen der Opfer Zeugnis ablegen zu wollen: „Wir kommen nicht aus dem Heiligen Land – aus Israel –, dessen Hauptstadt Jerusalem ist, um Rache zu üben, sondern wegen der Opfer der Stadt Wilna, die wir das Jerusalem von Litauen nennen". Einem anderen Zeugen, Jacob Kagan, ging es eher um die strafrechtliche Verfolgung Murers, denn er erwähnte während des Prozesses, dass es ihm um Gerechtigkeit für seinen Vater gehe. Er schilderte in seiner Aussage, wie Murer ihn vor seinen Augen am Eingang zum „Ghetto" erschossen hatte, weil er Lebensmittel ins „Ghetto" bringen wollte. Die Aussagen der Holocaust-Überlebenden im Angesicht Murers war auch eine extrem große psychische und physische Belastung. Als Sima Kinbrenner davon berichtete, wie Murer eine Frau erschossen hatte, weil diese Brot kaufen wollte, geriet sie laut Zeitungsberichten so in Erregung, dass es nur schwer war, sie zu beruhigen.

„Der Ausgang des Schwurgerichtsprozesses gegen Franz Murer in Graz stellte den Bankrott der österreichischen Justiz dar."

Eytan Otto Liff

Antisemitismus beim Gerichtsprozess

Zu diesen ohnehin schwierigen Umständen kamen auch noch antisemitische gesellschaftliche Strömungen, die während und rund um den Prozess offen zutage traten. In diesen Narrativen wurde von einer [jüdischen] Hetze gegen Murer gesprochen. So findet sich diese Phrase wortwörtlich auf einer von der Verteidigung vor dem Prozess eingereichten Unterschriftenliste, die großteils von Landwirten aus der Obersteiermark unterzeichnet worden war. In dieser Darstellung sei Murer, ein rechtschaffender Bauer und ÖVP-Kommunalpolitiker, das Opfer. Für den Prozess am relevantesten waren allerdings die antisemitischen Argumentationen von Murers Verteidiger Karl Böck. Diese waren in Anbetracht des Urteils meinungsbildend und fielen bei den Geschworenen auf fruchtbaren Boden. Auch er wiederholte die Opferrolle Murers und gab an, dass dieser nur deswegen von „Juden" der Taten beschuldigt wurde, weil er eine deutsche Uniform getragen hatte, nicht etwa, weil er die Taten tatsächlich begangen habe. Darüber hinaus stellte er Ungereimtheiten in den Zeug*innenaussagen überspitzt und pauschalisierend dar und sprach generell von „lügenden Zeugen". Darüber hinaus sprach Murers Verteidiger mehrmals von einer gewissen Lenkung

und Leitung der Holocaust-Überlebenden, und dass „jüdische Stellen“ immer wieder Anschuldigungen an das österreichische Justizministerium schicken würden. Diese Ausführungen zeigen deutlich, wie von Verteidiger Böck die Zeugenschaft von Holocaust-Überlebenden großteils antisemitisch als „jüdische Zeugenschaft“ gerahmt wurde. Diese sei, laut Murers Verteidiger, von Organisation, Lügen und Rachegedanken geprägt. Murer wäre in dieser Darstellung nicht deshalb angeklagt worden, weil er die Morde tatsächlich begangen habe, sondern „die Juden“ hätten Franz Murer lediglich als symbolischen Sündenbock genommen.

Ein „österreichisches Urteil“ oder ein „Urteil gegen Österreich“?

Die Aussagen des Verteidigers wurden beim Prozess diskursbestimmend und nach nur sieben Verhandlungstagen wurde Franz Murer von allen Anklagepunkten freigesprochen. Aus der Urteilsniederschrift geht hervor, dass den Zeug*innen schlicht und einfach nicht geglaubt wurde. Lediglich im Fall Abraham Isak Kagan, auf den Murer laut den Aussagen des Sohnes aus kurzer Entfernung mit einer Pistole geschossen hatte, glaubten einige Geschworenen den Schilderungen des Zeugen. Allerdings konnten sie laut der Urteilsniederschrift keine Tötungsabsicht von Seiten Murers erkennen. Als das Urteil verkündet wurde, applaudierten laut Zeitungsberichten Zuseher*innen im Gerichtssaal. In den meisten Tageszeitungen, vor allem aus dem sozialdemokratischen Spektrum, wurde der Freispruch allerdings als Skandal angesehen. Die Volksstimme schrieb: „Der Freispruch Murers ist ein Urteil gegen Österreich“ und sprach von einem „krassen Fehlurteil“. Die Wahrheit bot in ihrem Bericht zum Prozess auch gleich eine Erklärung, wie es zu so einem Urteil kommen konnte: „Das Urteil wurde in erster Linie durch das [konservative] Milieu möglich, aus dem Murer seine Unterstützung fand […]“. Etwas ähnliches erwähnte auch Eytan Otto Liff, der leitende Beamte für NS-Gewaltverbrechen beim Landesstab der Polizei Israel. Er schrieb vom „Bankrott der österreichischen Justiz“ und plädierte für eine Verlegung zukünftiger Prozesse „aus der Provinz und ihren ‚freundnachbarlichen‘ persoenlichen Beziehungen und Gesinnungsmilieu nach Wien“ in die internationale Öffentlichkeit.

Der Fall Murer steht somit als paradigmatisches Beispiel für die unzulängliche justizielle Ahndung von NS-Verbrechern durch Geschworenengerichte in Österreich gesehen werden kann. Die Geschworenen konnten sich, trotz ausreichender Beweise, nicht zu einem Urteil durchringen. Dies ist hauptsächlich durch die diskursbestimmende antisemitische Argumentation des Verteidigers beim Prozess zu erklären, die bei den Geschworenen auf fruchtbaren Boden fiel. Franz Murer wurde darüber hinaus, als regionaler ÖVP-Funktionär, von Teilen der Bevölkerung und des konservativen Lagers, wo man ebenfalls auf antisemitische Erklärungsmuster zurückgriff, unterstützt. Die Holocaust-Überlebenden, die nach Graz gekommen waren, um über die von Murer in Vilnius begangenen Gräueltaten zu berichten, wurden vor Gericht vorgeführt. Ihre Aussagen als verfolgte Jüdinnen und Juden passten nicht zu den in Österreich zu dieser Zeit vorherrschenden Opfernarrativen. In diesen wurden Nationalsozialisten und Kriegsverbrecher wie Franz Murer, als vermeintliche Opfer sowjetischer Verfolgung und „jüdischer Hetze“ dargestellt. Schlussendlich bedingten den Freispruch auch grobe Nachlässigkeiten der österreichischen Justiz und ein im Prozess als unscheinbar auftretender Staatsanwalt, der es nicht nachhaltig schaffte, die nicht sehr originellen und sich immer wiederholenden Verteidigungsstrategien Murers in Frage zu stellen. △

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

Lukas Nievoll, „Jüdische“ Zeugenschaft. Aspekte des Umgangs mit Holocaust-Überlebenden am Beispiel des Prozesses gegen Franz Murer 1963 in Graz. In: Gerald Lamprecht / Heidemarie Uhl, Nachkriegserfahrungen. Exklusion und Inklusion von Opfer-Täter-Kollektiven nach 1945, zeitgeschichte, 48. Jg., Heft 2 (Wien 2021) 207-224. Hier finden sich auch die genauen Quellenbelege, für die im Text erwähnten Zitate.

Johannes Sachslehner, „Rosen für den Mörder“. Die zwei Leben des NS-Täters Franz Murer, Wien-Graz-Klagenfurt 2017. Die bisher ausführlichste Biographie zum Leben Franz Murers

Abraham Sutzkever, Wilner Getto. 1941-1944, Zürich 2009. Abraham Sutzkever führte Tagebuch über das Leben im von den Nationalsozialisten errichteten „Ghetto“ von Vilnius.

Lukas Nievoll ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Centrum für Jüdische Studien in Graz.

ERINNERUNG IST EIN GESPENST

Als ich im Herbst 2020 mit dem Fahrrad den Salzachkai in der Stadt Salzburg entlang fuhr und mein Blick auf der Höhe des Künstlerhauses auf ein Plakat mit dem Text „Erinnerung ist ein Gespenst“ fiel, war ich sofort gefangen von dieser Metapher. Das Bild funktioniert, so dachte ich, auf der kollektiven Ebene ebenso wie auf der individuellen. Erinnerungen, die wir in die Flucht schlagen wollen, fordern umso mehr Aufmerksamkeit. Es lohnt sich also, sie einzufangen, indem man sie sich bewusst macht, sprachlich fasst und erzählt. So kann man sie vielleicht zähmen.

Fachdidaktische Überlegungen zum Einsatz von Zeitzeug*innen im Geschichtsunterricht von Adelheid Schreilechner.

Zeitzeug*innenberichte emotionalisieren

Erzählungen über die Vergangenheit sind Rekonstruktionen. Und sie haben eine Funktion. Wer erzählt, will erklären, wirbt um Verständnis, möchte seine Erfahrung teilen, verhindern, dass etwas sehr Bedeutendes verloren geht. Manchmal möchte sie oder er den Zuhörer*innen eine Lektion erteilen. Und immer gibt es auch das Verschwiegene, das Ausgelassene, das Vergessene.

Viele, die Holocaustüberlebenden gegenübersitzen und ihre Erinnerungen an Verfolgung, persönlich erlebte Folter und NS-Vernichtungspolitik erzählen hören, erleben diese Situation sehr intensiv: Eine Spannung ist im Raum, es herrscht eine Unsicherheit im Reagieren und Nachfragen, Emotionen entstehen. Viele Erzählungen berühren, ja, sie rühren zu Tränen – es ist kaum aushaltbar, was sie aushalten mussten, manche Berichte lösen Wut über das aus, was ihnen angetan wurde, manche Zeitzeug*innen lösen mit Anklagen auch Widerstand aus. Diese dichte Atmosphäre macht es schwierig oder gar unmöglich, zu entgegnen, zu hinterfragen. Maria Ecker-Angerer spricht in diesem Zusammenhang von einer „beinahe sakralen Ehrfurcht“, die die Lernenden vielfach an einer sachlichen Beschäftigung mit dem Menschen und seiner Geschichte hindern würden.

Wie soll man also mit Zeitzeug*innenberichten im Unterricht umgehen? Welche Rolle sollen sie spielen? Diese Frage ist nur über didaktische Ziele zu beantworten. Zum Ersten geht es darum, den tradierten, immer noch vom Opfernarrativ geprägten Familienerzählungen in unserer Täter*innengesellschaft etwas entgegenzusetzen. Indem wir die Perspektive der Verfolgten im Unterricht prominent platzieren, tragen wir dazu bei, dass auch diese Erzählungen in ›

© Salzburger Kunstverein, Foto: Andrew Phelps

Die Darstellung von Vergangenheit hängt von der eigenen Perspektive ab.

Erinnerung ist ein Gespenst

unserem kulturellen Gedächtnis verankert werden. Darüber hinaus wird deutlich, wie sehr die Darstellung von Vergangenheit von der eigenen Perspektive abhängt. Es geht nicht darum, die eine Erinnerung gegen die andere auszuspielen, sehr wohl aber um die Zusammenschau und um die damit verbundene Frage: Welche Tendenzen in unserem Geschichtsbild haben sich gehalten, warum sind sie so tief verankert, welche gesellschaftlichen und politischen Auswirkungen haben bestimmte Narrative und warum ist es so wichtig, sie aufzubrechen?

Und darüber hinaus? Was anfangen mit diesen Erzählungen? „Nicht Verstörung, sondern Versöhnung ist das Ziel der medialen Kommunikation zwischen den Überlebenden des Holocaust und jener Enkelgeneration, die von ihren Erfahrungen ergriffen und berührt werden soll“, schreibt Heidemarie Uhl. [1] Ergriffen- und Berührt-Werden wäre also im Sinne der Versöhnung ein didaktisches Ziel. Auch wenn, wie oben bereits erwähnt, in den meisten Fällen ohnehin Emotionalisierung geschieht, so kann sie nicht das Ziel sein. Außerdem bleibt zu fragen, warum das-Berührt-Werden von einer individuellen Erzählung zu Versöhnung führen sollte und welche zu versöhnenden Konfliktparteien man denn noch ausmachen könnte – angesichts von Schüler*innnen aus der 4. Generation.

Zeitzeug*innenberichte sind historische Quellen

Seit die „gesellschaftliche Grundsatzdebatte über den Umgang mit der ‚unbewältigten‘ NS-Vergangenheit“, ausgelöst durch die sogenannte Waldheim-Affäre Ende der 1980er Jahre, die jahrzehntelange Pflege von „Nachkriegsmythen“ beendet hat, veränderte sich auch die Bedeutung von Zeitzeug*innenberichten. Bis dahin ging es vor allem darum, sie endlich zu hören, ihr Zeugnis Ernst zu nehmen, ihnen Aufmerksamkeit und Glauben zu schenken, sich in der Folge den begangenen Verbrechen zu stellen und dafür gesellschaftliche Verantwortung zu übernehmen. Mittlerweile ist die offizielle Erinnerung an den Holocaust so etwas wie „normative Vergangenheit“ geworden. Was bleibt also zu tun, wenn das Ringen um eine ehrliche Erzählung der NS-Geschichte im eigenen Land mehr oder weniger entschieden ist und auf einem

Sockel steht? Heute sind die persönlichen Erinnerungen der Überlebenden im Sinne von Oral history als Quellen zu verwenden.

Zeitzeug*innen waren „dabei“, haben Geschichte unmittelbar miterlebt und berichten aus ihren persönlichen Erfahrungen. Das Erzählte darf aber keinesfalls nur als Bericht über vergangenes Geschehen betrachtet, sondern muss immer auch als subjektive Verarbeitung der Erfahrung des Geschehens verstanden werden. Keinesfalls alles, was erlebt wurde, wird erinnert, und nicht alles, was erinnert wird, kann oder will erzählt sein. Bestimmte Erfahrungen haben sich eingeprägt, weil sie damals als besonders einschneidend, intensiv, bedeutsam erlebt und damit prägend wurden, weil sie im Nachhinein relevant erschienen, weil sie im Weiterleben eine Rolle gespielt haben, nicht zuletzt deshalb, weil sie beim Erzählen eine Wirkung hatten und deshalb immer wieder erzählt wurden. Erinnerungen gerinnen zu einer Erzählung, zu einem Mythos, der das individuelle – oder durchaus auch das kollektive Gedächtnis – prägt. In diesen „stabilen Erinnerungsmodulen“, wie Henke-Bockschatz die wieder und wieder erzählten Geschichten über die Vergangenheit nennt, tauchen allerdings nur bestimmte Aspekte auf, andere bleiben ausgespart. Dies zu bedenken, bedeutet keinesfalls, Zeitzeug*innen falscher Darstellungen oder bewusster Auslassungen zu bezichtigen. Die Standortgebundenheit und die Perspektivität des Erinnerten und Erzählten muss aber mitbedacht und reflektiert werden. Wenn Schüler*innen im Unterricht einen kritischen Umgang mit Erinnerungen lernen, können sie in der Folge auch besser und reflektierter mit Zeitzeug*innenschaften in ihrer unmittelbaren Umgebung umgehen. Schließlich sind junge Menschen immer umgeben von persönlichen Erzählungen und Berichten über die Vergangenheit. Und es gehört zu einer der zentralen Aufgaben des Geschichtsunterrichts, Geschichtsdarstellungen zu dekonstruieren, sie also auf Perspektivität und Standortgebundenheit, eventuell auch auf hinter der Erzählung stehende Absichten zu hinterfragen.

Erinnerungen gerinnen zu einem Mythos, der das individuelle oder auch das kollektive Gedächtnis prägt.

Individuelle Erinnerung als wirksame Lernerfahrung

Die Menschen, die von den Gräueln der NS-Verbrechen berichten und berichtet haben, legten und legen lebendiges Zeugnis ab von den mörderischen Auswirkungen totalitärer und autoritärer Regime, sie stehen für die Gefahren, die von Rassismus und Antisemitismus ausgehen. Sie erzählen davon, wie die schrittweise und systematische Etablierung eines radikalen Systems ihr bisheriges Leben zerstörte, ihre Angehörigen in den Tod trieb und in der Mehrheitsgesellschaft teilweise grausamste Instinkte zum Leben erweckt bzw. freigesetzt wurden, wie ein großer Bevölkerungsanteil zu Mittäter*innen, Profiteur*innen und mehr oder weniger begeisterten Zuschauer*innen, andere zu mundtot gemachten Kritiker*innen und in weitaus weniger Fällen zu aktiven Widerständigen wurden. Wenn die hochbetagte Jehudith Hübner davon erzählt, dass ihre Lehrerin 1938 in Wien die Aussage ›

Jehudith Hübner im Interview mit erinnern.at

Geschichtsdarstellungen zu dekonstruieren ist eine zentrale Aufgabe des Geschichtsunterrichts.

ihrer Banknachbarin „Mein Vater hat gesagt, alle Juden sind dreckige Hunde“ mit dem Hinweis quittierte: „Ja gut, wenn ihr nicht nebeneinandersitzen wollt, dann setzt euch eben auseinander“ [2], ist die damals erlebte Kränkung unmittelbar spürbar. Und wenn sie wenig später davon berichtet, wie bitterlich ihre kleine Schwester Edith beim Abschied geweint hat, als sie mit einem Kindertransport nach Palästina geschickt wurde – ein Abschied für immer – wird die menschliche Dimension von Flucht, Vertreibung und systematischer Ermordung offenbar.

Indem wir uns damit auseinandersetzen, was derartige Erlebnisse für Überlebende und Nachgeborene bedeuten, wird der Stellenwert von Geschichte für eine Gesellschaft offenkundig. Die Schilderungen ihrer Diskriminierungs- und Verfolgungserfahrungen sensibilisieren für die Bedeutung von Menschenrechten und Gefährdungen der Demokratie.

Gegenwarts- und Zukunftsbedeutung

In einer Zeit, in der das Grauen des Nationalsozialismus in seiner Unabgeschlossenheit wieder besonders deutlich wird, rechtsextreme, neonazistische, antisemitische und rassistische Äußerungen im öffentlichen Diskurs, vor allem in den sozialen Medien, immer lauter und im öffentlichen Raum sichtbarer werden, können Holocaust-Überlebende Mahner*innen sein, denen man (immer noch!) zuhört. Was bedeutet es für Individuen, wenn die ausgrenzenden und hetzerischen Stimmen sich gesellschaftlich durchsetzen? Und was bedeutet es in der Folge für die ganze Gesellschaft?

Immer mehr Kinder und Jugendliche aus den verschiedensten Herkunftsländern sitzen in unseren Schulklassen. Viele von ihnen oder ihre Vorfahren haben Diskriminierung, Verfolgung und Flucht erlebt, oder sie waren selbst Täter*innen in einem Unrechtsregime. Für sie kann die Auseinandersetzung mit den Berichten von Menschen aus der sicheren Distanz der Geschichte Anregung und Anleitung sein, eigene Familiennarrative zu hinterfragen und über biographische Bruchlinien sowie kriegerische Auseinandersetzungen und gesellschaftliche Konflikte in ihren Herkunftsländern und Familien nachzudenken.

Geschichtsunterricht darf nicht bloßer Erinnerungsort, sondern muss vielmehr eine bewusst gestaltete, zielgerichtete, inhaltsorientierte Auseinandersetzung mit der Erinnerung sein. Wenn Erinnerungen erzählt, gehört, hinterfragt, gegenübergestellt und historisch eingeordnet werden, lichten sich nämlich die diffusen Vergangenheitsnebel des Unsagbaren, Unglaublichen und Unerhörten, sie hören auf, Gespenster zu sein und tragen zur Entwicklung eines reflektierten Geschichtsbewusstseins bei. △

[1] Heidemarie Uhl, Vom Pathos des Widerstands zur Aura des Authentischen. Die Entdeckung des Zeitzeugen als Epochenschwelle der Erinnerung. In: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, S. 241-242.

[2] Jehudith Hübner im Interview mit _erinnern.at_ auf https://vimeo.com/78628272, Minute 1:20-1:35.

Adelheid Schreilechner lehrt an der Pädagogischen Hochschule Salzburg. Sie ist Leiterin des Hochschullehrgangs „Holocaust. Erinnerungskulturen. Geschichtsunterricht“, der in Kooperation mit _erinnern.at_ durchgeführt wird.

MEINE GROSS-TANTE FANNI

Wie erinnern wir uns an Menschen, nach denen niemand fragt? Dort, wo es wenige Quellen und keine Erzählungen gibt, lauert das Vergessen. Dieser Beitrag spürt der Biografie eines dieser Menschen nach.

Eine Recherche von Maria Ecker-Angerer.

Wer? Wann? Wohin genau? Ich weiß es nicht mehr.

Seit nunmehr 20 Jahren spreche ich mit Menschen über ihre Erfahrungen im Nationalsozialismus – vor allem mit Verfolgten, aber auch mit Mitläufer*innen und Täter*innen, in den letzten Jahren außerdem vermehrt mit der jeweiligen Kinder- und Enkelgeneration. Immer wieder forsche ich auch zu meiner eigenen Familiengeschichte – und immer dann wird Geschichte für mich ganz persönlich. Von einer solchen Recherche möchte ich im Folgenden berichten. Sie beruht zum Teil auf Gesprächen mit Verwandten. Kursive Sätze und Satzteile sind diesen Gesprächen entnommen.

Oma und ihre Geschwister

Meine Großmutter Karoline, geboren 1917, hatte drei Brüder: Heinrich, Johann und Friedrich. Alle sind im Zweiten Weltkrieg gefallen. Ich habe sie nicht gekannt und habe doch ein recht klares Bild von ihnen vor Augen. Ihre Schicksale und Fotos waren in den Familiengesprächen meiner Kindheit präsent. Über Heinrich erzählt man sich etwa bis heute anerkennend, er sei ein *leidenschaftlicher Jäger* gewesen, der einen Habicht im freien Flug schießen konnte. Ein *Hitzkopf*. Hans hingegen wird als *ganz Braver* erinnert, der bei allen beliebt war. Fritz, der Jüngste: *unser Liebling*. Mit erst 17 Jahren eingerückt, habe er sich davor von den Verwandten noch ein *Abschiedsbusserl* gewünscht.

Ich weiß nicht mehr, wann mir klar wurde, dass meine Großmutter auch eine Schwester hatte. Ihr Name war Fanni. Von ihr gibt es kein Foto und über sie gibt es keine im Familienkreis tradierten Erzählungen. Seit vielen Jahren versuche ich, meiner Großtante einen sichtbareren Platz in unserer Familiengeschichte zu geben, indem ich immer wieder Nachforschungen zu ihrem Leben anstelle. Zu meinen vielen Fragen habe ich (bisher) nur wenige Antworten gefunden.

„Wie war sie denn so, die Fanni?“

Schriftliche Quellen, die Auskunft über ihr Leben geben könnten, gibt es wenige. Sie existieren entweder nicht oder wurden noch nicht gefunden. Die Taufchronik erzählt immerhin von ihrer Geburt. Im September 1919 ist Franziska Holl als das dritte von fünf Kindern am Andrägut, einem Bauernhof im oberösterreichischen Hausruckviertel, auf die Welt gekommen. Bei meinen Gesprächen mit Verwandten treffe ich zwar zumeist auf eine prinzipielle Offenheit, über Fanni zu sprechen. Doch dann folgen vage Aussagen, die fast immer ein Fragezeichen in sich tragen. Franziska Holl litt an einer geistigen Behinderung. *Eine Erkrankung kurz nach der Geburt vielleicht, die sie zwar überlebt hat, aber eben mit bleibenden Schäden? Ich bin mir nicht sicher. Ich weiß gar nicht, ob sie in die Schule gegangen ist. War sie nicht in ihrer Kindheit manchmal für einige Monate in einem Heim untergebracht, keine Ahnung, wo. Ihr Äußeres? Sie hatte Ähnlichkeiten mit einer bekannten Fernsehmoderatorin. Ich dachte eigentlich, ich hab ein Foto von ihr, aber ich habe keines gefunden.*

Es wurde einfach nicht darüber gesprochen.

„Ja, aber wie war sie denn so, die Fanni, wie kann ich sie mir vorstellen?“, frage ich bei einer eigens zu diesem Zweck einberufenen Familienzusammenkunft. *Die Fanni war eine ganz Fesche, mit dunklen, dicken Haaren | Sie ist gerne bei der Stiege gesessen und hat dort gegessen | Sie hat uns auch mögen und hat sich gefreut, wenn wir gekommen sind | Man hat ihr gern was Gutes getan | Ein normales Gespräch hat man mit ihr nicht führen können. Da hätte man sie gar nicht einbinden können | Sie ist auch in den Stall gegangen, um auszumisten. | Die Kinder haben sie oft sekkiert, wenn sie Obst geklaubt hat. | Sie ist sehr an der Mutter gehängt.* Diese losen Sätze sind der Ertrag eines ganzen Nachmittags. Bei erster Gelegenheit gleitet das Gespräch ab, meist zu den Brüdern, über die es viel mehr zu erzählen gibt. Immer wieder, bis ich wieder nachhake.

„Sie wollten sie wo hinbringen“

Viele Jahre vor diesem Treffen hatte mein Großvater in einem Gespräch recht kurz vor seinem Tod mir gegenüber beiläufig erwähnt, dass seine Schwägerin Fanni von den nationalsozialistischen Behörden zwangssterilisiert worden sei. Jemand aus der Verwandtschaft habe sie begleitet, sie sei ja selbst nicht in der Lage gewesen, Behördengänge zu machen. *Wer? Wann? Wohin genau? Ich weiß es nicht mehr.* Über 1.000 Menschen wurden im damaligen Gau Oberdonau zwangssterilisiert. Dieser Eingriff hatte für die Betroffenen gravierende Auswirkungen. Sie kämpften mit den körperlichen Folgen, von den emotionalen Nachwirkungen ganz zu schweigen. Die NS-Behörden haben die Zwangssterilisationen zwar akribisch dokumentiert, aber leider sind nur wenige dieser Quellen erhalten geblieben. Und so bleiben auch im Fall meiner Großtante vor allem Vermutungen und viele Fragen, was den Ablauf und die Folgen betreffen.

Waren die Menschen aber einmal in die Fänge der NS-Bürokratie geraten, drohten weitere Verfolgungsmaßnahmen, im schlimmsten Fall die Ermordung im Rahmen der NS-Euthanasie-Aktionen. Franziska Holl wohnte am elterlichen Hof, war nicht in einem Heim untergebracht. Hat sie das vor der Ermordung bewahrt? Wie knapp sie möglicherweise diesem Schicksal entronnen ist, kann nur spekuliert werden. Jedenfalls gibt es auch dazu vage Andeutungen: *Sie wollten sie wo hinbringen, aber das wollte sie nicht. Da waren sie eingesperrt, da hat es schon einmal was gegeben, aber das weiß ich nicht mehr so genau.*

Meine Großtante hat den Nationalsozialismus überlebt. Dennoch starb sie einen frühen Tod. Sie war 39 Jahre alt, als sie an einem Winterabend Ende der 1950er Jahre bei einem Brand in ihrem Zimmer am elterlichen Bauern-

Bei einem Familientreffen im August 2020 versuchte die Autorin mehr über ihre Großtante herauszufinden

hof erstickte. *Sie ist in dem Kammerl drinnen gelegen. Und da hat sie sich eine Kerze angezündet, weil es so kalt gewesen ist. Und da hat was Feuer gefangen.*

Wo die Worte fehlen…

Meine Großmutter war damit die Einzige der fünf Geschwister, die noch am Leben geblieben war. Sie starb Anfang der 1990er Jahre, noch bevor mein Interesse an der Familiengeschichte und an der Zeit des Nationalsozialismus erwachte. Ich habe nicht den Eindruck, dass das Leben und Schicksal meiner Großtante böswillig verschwiegen wurde. Es wurde einfach nicht darüber gesprochen. Die Verwandten, mit denen ich geredet habe, erinnern sich mit offensichtlicher Zuneigung an Fanni, aber ihnen fehlen die Worte, die immer wieder erzählten und ausgeschmückten Anekdoten, die sie auf Abruf wiedergeben könnten. Und so führte auch beharrliches Nachfragen zu enttäuschend unergiebigen Antworten.

Dieses Nicht-Reden spiegelt sich nicht nur familiär, sondern auch gesellschaftlich wider. In einer Nachkriegsgesellschaft, die sich selbst zum Opfer stilisierte, war für die realen Opfer kein Platz. Menschen, die im Nationalsozialismus zwangssterilisiert wurden, waren dem Verschweigen in besonderem Maße ausgesetzt und wurden erst sehr, sehr spät offiziell als Opfer anerkannt. Bis heute ist das Thema Behinderung bis in die Familien hinein mit viel Scham umhüllt, was offene Gespräche zusätzlich erschwert.

Und so fehlen die Worte und Erzählungen. Und wo die Worte fehlen, lauert das Vergessen. Ich werde deshalb nicht aufhören, nach Fanni zu fragen.

Aber was ist mit den Menschen und den Leben, nach denen niemand fragt? △

LITERATURHINWEISE

Christian Anger/Maria Ecker, Nationalsozialismus in Oberösterreich. Opfer – Täter – Gegner, Innsbruck 2018.

Josef Goldberger, NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau. Linz 2008.

Maria Ecker-Angerer ist Historikerin und Psychotherapeutin in Ausbildung unter Supervision.

ÜBERLEBENDE IN DER LITERATUR

UND DAS ENDE DER ZEITZEUG*INNENSCHAFT

Das Nachdenken über Repräsentationen der Überlebenden und über das Ende der lebendigen Zeitzeug*innenschaft hat Konjunktur. Durch exemplarische Lektüren zeigt dieser Artikel, dass Reflexionen über Grenzen, Formen und Möglichkeiten des Bezeugens und Vermittelns des Geschehenen so alt sind wie das Schreiben über die Shoah selbst.

Ein Beitrag von Marianne Windsperger.

Erste Zeugnisse

In zahlreichen Publikationen, Ausstellungen, Projekten und öffentlichen Diskussionen wird bereits seit Jahrzehnten das Ende der lebendigen Zeitzeug*innenschaft thematisiert. So stellte sich zuletzt 2019/2020 eine Ausstellung über Oral-History-Projekte im Jüdischen Museum Hohenems unter dem Titel „Ende der Zeitzeugenschaft?“ die Frage, was vom Jahrhundert der Zeitzeug*innen bleibt. Welche komplexen Beziehungsgeschichten zwischen Interviewenden und Interviewten, Medium, Gesellschaft und Erinnerungskultur zeichnen die zahlreichen Versuche, die Stimmen der Überlebenden einzufangen, nach und wie haben sich diese Konstellationen in den Jahrzehnten nach der Shoah verändert? Dieses Nachdenken über das Ende der Zeitzeug*innenschaft und die damit einhergehenden Transformationen der Erzählungen, der vermittelten Erfahrungen und Erlebnisse der Überlebenden haben bestimmt an Relevanz gewonnen, sind jedoch keineswegs neu, sondern so alt wie das Schreiben über und das Dokumentieren der Shoah selbst.

In einem jiddischen Dokument, das den Ort des Konzentrationslagers Auschwitz und das Jahr 1945 als raum-zeitliche Koordinaten trägt und von Abraham Levite gezeichnet ist, heißt es schon: „Jeder kulturvolle und anständige Mensch wird sich verpflichtet fühlen, uns zu bedauern und Grabreden zu halten. Wenn unsere Schatten auf Leinwänden und Bühnen auftauchen, werden sich hochherzige Damen mit parfümierten Tüchern die Augen wischen und uns beklagen: Ach, die Unglücklichen.“

Abraham Levite spricht in diesem Vorwort zu einer geplanten Auschwitz-Anthologie – in den YIVO-Archives aufbewahrt – von einem Erinnern ohne Überlebende. In seiner Wahrnehmung aus dem unmittelbaren Geschehen sind die Stimmen der jüdischen Opfer verstummt und einem oberflächlichen, sentimentalen und ritualisierten Erinnern gewichen. Erbittert und voller Ironie blickt der Verfasser 1945 schon auf eine Welt nach der Shoah, in der das Leiden der Menschen in den Lagern über Medien wie Filme und Theater vermittelt wird und sich kaum von anderen tragischen Inszenierungen unterscheidet.

Levite imaginiert eine Zeit, in der die Autorität der Überlebenden als Erzählinstanz nicht existiert und sich die konkreten Ereignisse der Shoah in kathartische Kinomomente verwandelt haben. In dem verstörenden Nebeneinander aus Hilferuf, Testament, Anklage und Aufruf zu schreiben, das Leben zu dokumentieren und ein Nachleben zu Imaginieren, ähnelt Levites Text anderen sehr frühen Zeugnissen, die oft einen langen Weg der Weitergabe und Vermittlung hinter sich haben, die in Fragmenten erhalten und heute auf unterschiedliche Archive verteilt sind. Mit Blick auf die oft bruchstückhaften Zeugnisse und Memoiren in zahlreichen Sprachen und Schriftsystemen stellt die Literaturwissenschaftlerin Mona Körte fest, dass „neben der Shoah wohl kein weiteres Ereignis […] Menschen in so großer Zahl dazu veranlasst hat, ihr Überleben zu beschreiben, ihre Erinnerungen daran festzuhalten“ und betont, dass dieses Schreiben als ein breites Phänomen, als ein Auf-Schreiben der Laien betrachtet werden muss. Diesem breiten Phänomen des Sammelns und Aufzeichnens widmet sich die Historikerin Laura Jockusch in ihrem Buch *Collect and Record!. Jewish Holocaust Documentation in Early Postwar Europe (2012).* Initiiert und gesammelt wurden jene frühen Schreibversuche jüdischer Überlebender in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg oftmals von den jüdischen historischen Kommissionen und Dokumentationszentren, viele dieser ersten Zeugnisse entstanden in den Displaced Persons Camps und sind in jiddischer Sprache verfasst. Mit ihrer oft sehr expliziten Sprache, der appellativen Struktur, aber auch durch zahlreiche literarische Referenzen können sie neue Perspektiven auf den Kanon der Holocaustliteratur werfen und auch für die Geschichtswissenschaft Fragen nach Formen des Erzählens und Dokumentierens neu stellen.

Das kindliche Erinnern und der Beginn der Holocaust-Literatur

Während für Abraham Levite 1945 eine Welt, in der die Stimmen der Überlebenden gehört werden, unvorstellbar ist, sind die literarischen Welten Aharon Appelfelds fast ausschließlich von Menschen bevölkert, die Flucht, Vertreibung und Lagererfahrungen verkörpern.

„Solange die Überlebenden unter uns waren, rückte der Holocaust aus der Sphäre des Unglaublichen in die Sphäre des Sichtbaren. Wenn jemand nicht glauben wollte, was Menschen einander antun und auf welche Stufe der Barbarei sie sinken können, war der Überlebende da und erzählte.“, so Aharon Appelfeld.

Der 1932 in der Nähe von Czernowitz geborene und 2018 in Petach Tikwa verstorbene Autor Aharon Appelfeld, der den Zweiten Weltkrieg als Kind überlebte und 1946 nach Palästina gelangte, setzt sich in einem 2005 erschienenen Essay *Kindheit im Holocaust* und in seinem autobiografischen Text *Geschichte eines Lebens* (1999) mit jenen Übergängen vom Dokumentieren des Geschehenen zum Imaginieren und Gestalten der Erinnerung in literarischen Texten auseinander. Mit Blick auf sein eigenes Schreiben – 46 Romane und zahlreiche Erzählungen sind in hebräischer Sprache erschienen – und auf das seiner Zeitgenoss*innen wie beispielsweise Imré Kertész und Elie Wiesel, betont er die Besonderheiten dieser frühen Erfahrung und sieht mit den Zeugnissen der einstigen Kinder die Holocaustliteratur begründet. Zentrale Merkmale dieser „Literatur der Weisheit“ sind laut Appelfeld das Beschreiben tiefer, körperlicher Erfahrungen und die Suche nach Orientierung auf einer nicht geografisch-räumlichen Ebene, sondern durch Interaktion und das genaue Beobachten menschlichen Handelns.

„Wenn jemand nicht glauben wollte, was Menschen einander antun und auf welche Stufe der Barbarei sie sinken können, war der Überlebende da und erzählte.“

Aharon Appelfeld

„Die Zeugnisse der einstigen Kinder sind von ganz anderer Art, weil die Kinder den Schrecken nicht in vollem Umfang aufgenommen haben, sondern nur in dem Maße, in dem sie es als Kinder verkraften konnten. Kindern fehlt der Sinn für zeitliche Abstände, und sie können das, was sie erleben, nicht mit einer Vergangenheit vergleichen. Der erwachsene Überlebende besaß Erinnerungen an die Zeit vor dem Krieg, doch für die Kinder war der Holocaust Gegenwart, ihre Kindheit und Jugend. Eine andere Kindheit, Glück kannten sie nicht.“ ›

Die Autorin im Gespräch mit Aharon Appelfeld 2007

Die Stimmen dieser Kinder hatten lange nicht als Zeugnisse gegolten, da sie mit ihren Erzählungen die auf Fakten, Namen und Orte fokussierten Dokumentationsversuche der erwachsenen Überlebenden durchkreuzten und irritierten. Ihre Texte bieten andere Wahrheiten als die bloßen Koordinaten des Geschehenen an, stellen die Reflexion über die Erfahrungen und die Gemachtheit der eigenen Erinnerung in den Mittelpunkt und kehren im Schreiben immer wieder zu Schlüsselerlebnissen in der Kindheit zurück. Die Erfahrungen während der Shoah werden somit für viele dieser Überlebenden-Schriftsteller*innen zum Ausgangspunkt ihres literarischen Schaffens selbst.

Neben seinen explizit autobiografischen Erfahrungen lässt Aharon Appelfeld die Leser*innen in seinen Romanen ein breites Spektrum an Lebens- und Überlebenswegen entdecken, sein Schreiben wird in der Forschung auch als „expanded autobiographical self“ bezeichnet. Den Protagonist*innen Tzili, Katerina, Paul, Edmund, Bruno, Jakob, Hugo, Blanka und Erwin begegnet man in den märchenhaft klingenden Dörfern der Bukowina, auf den Gassen Czernowitzs, in Lagern und auf Fluchtwegen quer durch Europa genauso wie in Kaffeehäusern und am Strand von Tel Aviv. In verdichteter Form werden Appelfelds Orte zu Mikrokosmen des Über- und Weiterlebens, so schildert Appelfeld beispielsweise in der Erzählung *Nacht für Nacht* (2001) das Leben in einer Jerusalemer Pension, die ausschließlich von Überlebenden bewohnt wird. Jeden Abend versammeln sich die Bewohner*innen, trinken gemeinsam, spielen Karten

„Jeder kulturvolle und anständige Mensch wird sich verpflichtet fühlen, uns zu bedauern und Grabreden zu halten."

Aharon Appelfeld

und werden in den Träumen von den Geistern der Vergangenheit heimgesucht. Die gemeinsame Erfahrung der Verfolgung steht oft als Trennlinie zwischen den Protagonist*innen und so kommt es immer wieder zu Gewaltausbrüchen. Als verbindendes Element wirken die jiddische Sprache, Melodien und Bücher, die auf eine Welt vor der Shoah verweisen. Diese Erzählung wurde im Jahr 2015 von Tamar Yarom unter dem Titel *The Pracht Inn* verfilmt.

Zeitzeug*innen auf der Bühne

Neben den zahlreichen Texten von Überlebenden, fiktionalen Darstellung von Überlebenden und Zeitzeug*innen in Filmen und in der Literatur, ist die Figur der Zeitzeug*innen auch zur zentralen Protagonist*in der offiziellen Gedenkkultur geworden. Das feierliche Gedenken im Parlament oder am Heldenplatz zu den Jahrestagen der Befreiung und den Novemberpogromen ist ohne die öffentliche Rede von Zeitzeug*innen kaum denkbar. Im Ablauf dieser Feiern nimmt die Rede und die körperliche Präsenz von Überlebenden der Shoah einen zentralen Stellenwert ein, dieser wird stellvertretend für eine Gruppe von Menschen mit ähnlichen Erfahrungen aufgerufen, Erlebtes zu bezeugen und einem breiten Publikum zu vermitteln. Als Figur auf der Bühne des Gedächtnistheaters repräsentieren Überlebende nicht mehr nur individuelle Erfahrungen, sondern verkörpern die Verfolgungserfahrungen einer bestimmten Personengruppe, sind mit den Erwartungshaltungen der Öffentlichkeit konfrontiert und werden in bestimmte Schablonen gepresst.

Das im Oktober 2013 – anlässlich 75 Jahre Novemberpogrom – am Wiener Burgtheater uraufgeführte Theaterstück *Die letzten Zeugen* von Doron Rabinovici und Matthias Hartmann nahm das allmähliche Verschwinden der Zeitzeug*innen zum Anlass, den Übergang der direkten Kommunikation mit den Überlebenden zu einer an unterschiedliche Medien gebundenen Weitergabe von Erfahrungen auf die Bühne zu bringen. Auf der Bühne saßen hinter einer durchscheinenden Leinwand Lucia Heilman, Vilma Neuwirth (verstorben 2016), Suzanne-Lucienne Rabinovici (verstorben 2019), Marko Feingold (verstorben 2019), Rudolf Gelbard (verstorben 2018), Ari Rath (verstorben 2017)- der Sessel von Ceija Stojka blieb leer, sie war schon vor der Premiere 2013 verstorben. Schauspieler*innen inszenierten das Schreiben von Tagebüchern und Memoiren, indem sie autobiografische Texte der Überlebenden abschrieben, und lasen aus Erinnerungstexten der Protagonist*innen. Die letzten Zeugen waren die gesamte Dauer des Stücks auf der Bühne anwesend, als ob ihre körperliche Präsenz selbst das Geschehene „in die Sphäre des Sichtbaren" rücken sollte. Die Leinwand zwischen Zuschauer*innen und Überlebenden wurde am Ende des Stücks gelüftet, die Zeitzeug*innen richteten sich mit einem persönlichen Statement an das Publikum. Nach dem Ende der lebendigen Zeitzeug*innenschaft gilt es umso mehr die individuellen Stimmen und Lebenswege jener Menschen, die die Shoah überlebten, in den zahlreichen publizierten und in den vielen noch unbekannten Texten zu entdecken, auch dazu soll dieser Artikel einladen. △

LITERATURHINWEISE

Konstantin Kaiser/Irene Nawrocka/Corina Prochazka/Marianne Windsperger (Hg.), ZWISCHENWELT 15. Lebensspuren. Autobiografik von Exil, Widerstand, Verfolgung und Lagererfahrung, Klagenfurt/Celovec 2020.

Regina Fritz/Éva Kovács/Béla Rásky (Hg.), Als der Holocaust noch keinen Namen hatte/Before the Holocaust had its Name. Zur frühen Aufarbeitung des NS-Massenmordes an Jüdinnen und Juden/Early Confrontations of the Nazi Mass Murder of the Jews, Wien 2016.

Aharon Appelfeld, Geschichte eines Lebens. Berlin 2005.

Marianne Windsperger ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (VWI).

ZEIT DER HÄUTUNG

Ein Roman über eine Flucht entlang der „Rattenlinie“

Zur Zeit des faschistischen Ustascha-Regimes in Kroatien gab es Kinderkonzentrationslager, in denen Kinder von Feinden des Regimes gefangen waren und ermordet wurden. All dies geschah unter Duldung bzw. mit teilweiser Unterstützung der katholischen Kirche. Als Leser*in seines Romans *Zeit der Häutung* (2019) folgt man Robert Kleindiensts Protagonistin, der Kroatin Ana Sadak, die in einem dieser grausamen Lager als Schwesternhelferin tätig war, auf ihrer abenteuerlichen Flucht vor der jugoslawischen Armee im Jahr 1945. Ana zieht es zunächst nach Altaussee, wo sie in einem abgeschiedenen Jagdhaus auf das Abklingen der Wirren der Nachkriegszeit wartet und darauf hofft, ihre Vergangenheit abzustreifen. Anschließend reist sie weiter in die Stadt Salzburg, wo sie mit Hilfe der katholischen Kirche eine neue Identität erhält und entlang der sogenannten Rattenlinie über den Krimmler Tauern nach Südtirol und dann weiter nach Genua flieht. Ihr Ziel: Südamerika.

Im Gespräch mit Antonia Winsauer berichtet der Schriftsteller Robert Kleindienst von den Herausforderungen, einen historischen Stoff in einen Roman zu verwandeln.

Herr Kleindienst, wir haben im Vorfeld dieses Interviews besprochen, dass wir heute in Bezug auf Ihren Roman *Zeit der Häutung* vor allem über die Herausforderung sprechen, einen historischen Stoff zu bearbeiten, verschiedene Aspekte der Vergangenheit aufzugreifen und in Fiktion zu verwandeln, historische Realität und Fiktion zu vermischen. Wie würden Sie den Prozess der Themenauswahl beschreiben?

Die Grundidee zu *Zeit der Häutung* entstand im Zuge meiner Recherche zu meinem damals eigentlich geplanten dritten Roman, in welchem es um den jüdischen Sportverein Hakoah geht, angesiedelt im Wien der 1920er und 1930er Jahre. Ich stieß dabei auf die Ustascha und deren Kinderkonzentrationslager, las mich ein und hatte bald das dringende Bedürfnis, darüber etwas zu schreiben. Ich beschäftigte mich sehr intensiv mit dem Thema und kam auf die Fluchtroute über Salzburg, über welche die Angehörigen der Ustascha geflohen waren. In Folge vertiefte ich meine Recherchen über die „Rattenlinie“, welche im Roman ja auch vorkommt, und so wurde das Ganze dann langsam zu einem Romanthema, das mich tief berührte, vor allem die Bilder der Kinder in den Lagern. Mir war klar, dass man die Thematik bei uns in Österreich ja eigentlich gar nicht kennt. Das Wort „Ustascha“ verbindet man bei uns zwar mit Faschismus, aber mehr weiß man zu dem Thema meist nicht. Und auch zur „Rattenlinie“ gibt es bei Weitem mehr Sekundärliteratur als Romanbearbeitungen. Bei meinen Nachforschungen stellte ich fest, dass es zu diesen Kinderkonzentrationslagern – im Gegensatz zur „Rattenlinie“ – sehr wenig Sekundärliteratur gibt, vor allem auf Deutsch oder Eng-

„Es trafen in diesem Haus also Täter*innen und Opfer aufeinander. Ich fand einen solchen Ort als Setting sehr spannend.“

lisch. Ein Freund half mir dabei, einiges davon, was ich gefunden hatte, zu übersetzen. Mir war auch ein Anliegen, mit den kroatischen Kinderkonzentrationslagern, die ja abzugrenzen sind von den Lagern Nazi-Deutschlands, ein Thema anzusprechen, das nur selten angesprochen wird, auch in Kroatien selbst, wo laut Kroat*innen, die ich dazu befragte, eher der Bürgerkrieg der 1990er Jahre und die Zeit Titos zur Sprache kommen, wenn es um kroatische Geschichte geht. Ich arbeitete sehr viel mit Bildmaterial, da mir wichtig war, dass die historischen Details stimmen, etwa in der Beschreibung der Stadt Salzburg in der frühen Nachkriegszeit.

Ihre kroatische Protagonistin Ana Sadak ist auf der Flucht, im Laufe der Handlung macht sie Halt an verschiedenen Stationen: Nach ihrer Heimat und ihrem Dienst als Schwesternhelferin in einem Kinderkonzentrationslager der Ustascha sind das ein Jagdhaus in Altaussee, die Stadt Salzburg, der Krimmler Tauern, Südtirol und Genua. Südamerika ist Ziel ihrer Flucht. Wie kam es zur Auswahl dieser Handlungsorte?

In erster Linie wollte ich schon entlang der so genannten „Rattenlinie“ über Südtirol nach Genua liegende Ortschaften als Handlungsorte wiedergeben. Genua war ja nicht nur für Vertreter*innen der Ustascha, sondern auch auf der Flucht der Nationalsozialist*innen nach Südamerika ein Dreh- und Angelpunkt, so wie Rom, wo sich viele in Klöstern etc. versteckt hielten, bevor sie weiter nach Südamerika flohen. Salzburg war mir nicht nur auf Grund seiner Bedeutung für die „Rattenlinie“ als Handlungsort wichtig, sondern auch, da ich einen persönlichen Bezug zu dieser Stadt habe, schon sehr lange hier lebe. Auf der Suche nach einem Ort, an dem Ana gut untertauchen kann, der abgeschieden ist, zeitgleich auch mit Nationalsozialismus bzw. Faschismus assoziiert wird, stieß ich auf Altaussee. Hier waren zahlreiche Nazigrößen vor Ort, der hochrangige SS-Funktionär Ernst Kaltenbrunner beispielsweise, der im Roman vorkommt; und Simon Wiesenthal berichtet davon, dass er Adolf Eichmann in Aussee fast dingfest gemacht hätte. Was die Handlungsorte in Kroatien angeht, ergaben sich diese einfach – etwa Zagreb, wo Ana ihre Schulausbildung erhält, und das Lager, das ich beschreibe, war wiederum ein historischer Ort, der sich für die Handlung auf Grund seiner Bedeutung ergab.

Uns von Alpine Peace Crossing interessiert natürlich besonders die Rolle des Krimmler Tauern, über den auch Ihre Protagonistin flieht. Er war ab 1945 nicht nur Fluchtmöglichkeit für zahlreiche Jüdinnen*Juden auf dem Weg ins heutige Israel, sondern auch Abschnitt einer der so genannten Rattenlinien, entlang derer Nationalsozialist*innen und Faschis*innen via Rom und Genua mit Hilfe des Vatikans nach Südamerika flohen. Wie war es für Sie, diese beiden Fluchttypen im Roman miteinander zu verbinden?

Ich las, und Sie kennen es ja vielleicht auch vom Historischen her, dass im Krimmler Tauernhaus zum Teil Nazis untergebracht waren, und einen Stock

SCHWESTERNHELFERIN IN DEN USTASCHA-LAGERN

In den Konzentrationslagern der Ustascha verrichteten unter anderem Ordensschwestern ihren Dienst. Historisch belegt ist, dass einige von ihnen Aufseherinnen der NS-Konzentrationslager in ihrer erbarmungslosen und grausamen Art um nichts nachstanden. Schwesternhelferinnen wurden zur Unterstützung angefordert, als die Situation in den Lagern durch Hunger und Überfüllung völlig zu eskalieren drohte. Fortan waren diese dort für das Überleben der kleinen Gefangenen verantwortlich.

›

© Robert Kleindienst

Das Ahrntal in Südtirol/Alto Adige. Teil des historischen Fluchtwegs als auch Fluchtabschnitt der Protagonistin in *Zeit der Häutung*

© Robert Kleindienst

Robert Kleindienst bei einer Lesung zu seinem Roman *Zeit der Häutung* an der Universität Salzburg

„Ich wollte sie so beschreiben, dass sie für mich eine gespaltene Person ist: Einerseits weiß sie immer, dass sie die Kinder, die im kroatischen Konzentrationslager waren, unterstützte, andererseits ist ihr auch klar, dass sie Teil des Ustascha-Systems war."

tiefer geflüchtete Jüdinnen*Juden schliefen, die Konzentrationslager überlebt hatten. Es trafen in diesem Haus also Täter*innen und Opfer aufeinander. Ich fand einen solchen Ort als Setting sehr spannend.

Ana beobachtet von einem Fenster des Tauernhauses aus dunkle Gestalten, die nachts zur Flucht über den Tauern aufbrechen. Sie, die zwar nicht dem klassischen Täter*innentypus entspricht, schließt sich dann auf ihrer eigenen Flucht über den Tauern einer kleiner Gruppe Flüchtender an, von denen man nicht genau weiß, was sie während des Nationalsozialismus machten. Simon, die Figur, die Anas Gruppe als Bergführer über den Krimmler Tauern begleitet, steht für eine jener Personen, die vor allem wirtschaftlich motiviert, Menschen auf deren Flucht unterstützten, unabhängig vom jeweiligen persönlichen Hintergrund, als „Brotverdienst" sozusagen. Ein weiterer Grund dafür, dass Ana die Route über den Krimmler Tauern wählt, waren die historischen Gegebenheiten – der Brennerpass war zu dieser Zeit bereits gesperrt und somit als Fluchtmöglichkeit quasi ausgeschlossen. Den Beschreibungen von Marko Feingold zufolge war im Frühjahr 1946 hinsichtlich der Flucht über den Krimmler Tauern auch noch relativ wenig los, ein Jahr später nahmen schon weitaus mehr Menschen diesen Fluchtweg. Auch fand ich die Person Liesl Geisler, die damalige Wirtin des Tauernhauses, spannend. Sie kommt ja auch in meinem Roman vor, allerdings nicht namentlich.

Das Tauernhaus war einer jener Handlungsorte, die ich bei meinen Vorbereitungen auf den Roman besuchte. Das Gespräch mit dem jetzigen Wirt, das ich bei meinem Besuch im Tauernhaus führen konnte, war interessant, aber zeitgleich wenig aufschlussreich. Ich hatte das Gefühl, dass er eigentlich gar nicht wirklich darüber reden wollte, was damals alles passiert war. Seine Antworten auf meine Fragen waren relativ knapp. Bei banalen Fragen wie beispielsweise, ob es 1946 schon ein Telefon im Tauernhaus gegeben hatte – in meinem Roman wird ja auch ein Telefonat geführt, das wollte ich überprüfen–, war er dann wiederum auskunftsfreudiger.

Die Protagonistin Ana ist erfunden, in *Zeit der Häutung* verbinden Sie allerdings fiktive Figuren und historische Persönlichkeiten miteinander. Worin bestehen Reiz und Herausforderung einer solchen Mischung?
Für mich war es eine grundsätzliche Frage, ob ich historische Figuren im Roman beim richtigen Namen nenne oder nicht. Beispielsweise war die Vorlage des im Roman beschriebenen Lageraufsehers Toma ein Franziskanerpater namens Miroslav Filipović, der tatsächlich in Lagern der Ustascha als Aufseher tätig war. Ich überlegte im Vorfeld des Schreibens, ob ich historische Figuren wie ihn namentlich nennen sollte oder nicht, entschied mich dann aber dagegen. Diese Kombination – Nennung historischer Personen bei ihren tatsächlichen Namen und eine erfundene Hauptfigur – hätte für mich einfach nicht

gepasst, da hatte ich Skrupel. Mir war klar, wenn ich reale Personen einbaue, dann muss historisch einfach alles stimmen, dann darf ich dieser Person nichts andichten. Ich löste das dann damit, dass ich bei Figuren wie dem Lageraufseher Toma historische Personen wie Miroslav Filipović als Grundlage nahm, in weiterer Folge kodierte und der Handlung anpasste. Andere Beispiele für historische Persönlichkeiten, die kodiert in meinem Roman vorkommen, sind etwa Diana Budisavljević, welche Ana im Lager als Helferin unterstützt, und Krunoslav Draganović, auf dem Anas Fluchthelfer Damir in der Stadt Salzburg beruht.

Hat sich für Sie die Frage gestellt, ob und wenn ja, wie man als Schriftsteller*in mit dem Einbauen von historischen Personen, auch ohne sie zu kodieren, in eine fiktive Handlung diesen in positiver wie negativer Hinsicht gerecht werden kann?
Natürlich. Wobei es bei historischen Personen wie Ante Pavelić, der von 1941 bis 1945 Diktator des Unabhängigen Staates Kroatien war, für mich einfach keine andere Möglichkeit gab, als sie als historische Orientierungspunkte namentlich zu nennen. Ein Kodieren hätte für mich hier keinen Sinn gemacht, auch deshalb, weil Pavelić eigentlich nur am Rande vorkommt und ich ihn nicht detailliert beschrieb. Bei Figuren wie dem vorhin bereits erwähnten Lagerkommandanten Toma, bei dem ich mich ja an Filipović orientierte, versuchte ich, die jeweilige Persönlichkeit so gut es ging einzufangen, etwa durch das Interpretieren von Fotografien oder mit Hilfe historischer Aufzeichnungen ehemaliger Häftlinge der Kinderlager.

Umgekehrt bestand sicher auch die Frage, ob rein fiktive Charaktere den historischen Ereignissen und dem, was Menschen damals erlebt haben, gerecht werden können. Hatten Sie Berührungsängste? Wenn ja: Wie sind sie damit umgegangen?
Ich machte mir schon darüber Gedanken, ob von Kroat*innen, die meinen Roman lesen, vielleicht die Rückmeldung kommt, dass ich als Österreicher eigentlich gar keine Ahnung von der kroatischen Geschichte habe und deshalb auch nicht darüber schreiben darf. Eine Beschäftigung mit der Frage, ob ich dem von mir Angesprochenen gerecht werden kann, geht auf den Ursprung meines Schreibens zurück: Mit 18 Jahren schrieb ich ein Buch über die Lakota-Indianer*innen, in dem ich auf die Veränderungen der Lebensumstände dieses Stammes einging. Damals hatte ich zufällig die Gelegenheit, einen Lakota-Indianer, der zu Gast in Salzburg war, zu fragen, was er davon hielt, dass ich als Österreicher einen Jugendroman über sein Volk schrieb. Er bestätigte mich in meinem Tun, indem er meinte, dass es wichtig sei, dass sich jemand mit dem Leben seines Volkes befasst, auch außerhalb der eigenen Kultur Interesse daran zeigt und sich dem Thema annimmt. Es gibt aber natürlich schon die Gefahr, dass man bei der Beschäftigung mit heiklen Themen in gewisse Klischees abdriftet. Ich denke aber nicht, dass die Lösung ist, darüber gar nicht belletristisch zu schreiben.

Ihre Protagonistin steht am Ende des Romans vor der Frage, ob sie ihre eigene Vergangenheit abstreifen und in ein neues Leben in Südamerika blicken kann. Welche Bedeutung würden Sie den Themenkreisen Täterschaft und Opfertum, historische Verantwortung und Umgang mit der Vergangenheit für *Zeit der Häutung* beimessen?
Ich wollte Ana als einen Menschen zeichnen, der sich darüber bewusst ist, dass er etwas gemacht hat, was nicht richtig war. Sie rechtfertigt sich nicht wie viele andere, in dem sie sich auf den Befehlsnotstand beruft, schaltet nicht ihr Gewissen aus, sondern ist jemand, bei dem es stets im Hinterkopf rattert, jemand, den die Vergangenheit nie loslässt, sondern sie immer wieder einholt. Ich wollte sie so beschreiben, dass sie eine gespaltene Person ist: Einerseits weiß sie, dass sie die Kinder, die im kroatischen Konzentrationslager waren, unterstützte, andererseits ist ihr auch klar, dass sie Teil des Ustascha-Systems war.

Das versuchte ich unter anderem durch Rückblenden, in welchen Ana an gewisse Szenen im Lager erinnert wird, darzustellen. Man muss Ana auf der anderen Seite aber auch ankreiden, dass sie eine Täterin ist, die auf ihrer Flucht eine falsche Identität annimmt und die Flucht fortsetzt, anstatt in ihre Heimat zurückzukehren und sich zu stellen. Für mich ist sie eine Getriebene: Sie will überleben, flüchtet deshalb aus Kroatien, bleibt gleichzeitig aber immer ambivalent und überlegt, ob sie das Richtige macht, ist nie ganz überzeugt davon. Ana ist für mich sowohl ein starker wie auch schwacher Mensch: Sie gesteht ihre Schuld ein, lässt sich allerdings auch treiben. Erst am Ende des Romans entscheidet sie sich für eine, die für sie richtige Seite.

Vielen Dank für das Gespräch!
Das Interview wurde im Dezember 2020 geführt. △

Der im Interview thematisierte Roman *Zeit der Häutung* erschien 2019 in der edition laurin, im Folgejahr in kroatischer Übersetzung bei Leykam International. www.robert-kleindienst.at

© Christian Eiselt

Antonia Winsauer ist Historikerin und Lehrerin in Wien und Vorstandsmitglied von APC.

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN AN DIE FLUCHT

BERNARD DOV PROTTER

The mystery man who helped thousands find a new home

In the summer of 1997, a man invited his four sons and his wife to travel from all over Canada, the US and UK to a hotel on the shores of beautiful Lake St. Wolfgang in Austria to embark on a mysterious road trip into his past. Until then Bernard Dov Protter had only ever fed them meagre snippets about his early life. Now he was promising to reveal secrets hidden for decades.

A recollection of Adam and Miles Protter.

Early life

What did we know for sure about our father? Bernard Dov Protter was born into a Jewish family of furniture manufacturers in Vienna in 1922. In the 1930s, his brothers moved to South Africa and his sisters to Palestine. His father, a WWI veteran, died just before the *Anschluss* in 1938. Later that year, with Nazis in pursuit, Dad used his Boy Scout skills to sneak through the mountains to seek refuge in Switzerland (a near impossible feat given their strict border control), and soon joined his sisters in Palestine. At the same time his mother sailed on a refugee ship from Vienna to Palestine, but the British turned them away and sent them to Mauritius, interning the survivors for the entire war. In her diary of the journey our grandmother wrote of immense suffering and disappointment. Once in Palestine, we knew only that Dad worked on a farm and a few years later joined the British Army. He said nothing of this period, the war nor the post-war years. His story only continued after emigrating to Canada in 1953.

Entrepreneur and family man

Arriving in Toronto, we knew he quickly found his feet establishing a successful construction business. He was introduced to a nice English girl but was soon smitten by her vivacious and stunning English flatmate, Patricia. Dad got a buddy to take out the friend freeing him up to ask out Patricia. They fell in love, married, had four boys and together created a remarkable life for themselves. Every year on Christmas Eve they gathered immigrant friends to our home for carols and steak and kidney pie. They were tireless fund raisers for the National Ballet of Canada and threw fabulous parties attended by dancers, ›

Fake documents and names that Protter used for his work for the Haganah/ Jewish Brigade

Protter in Toronto

artists and bohemians of all kinds, with appearances by the ballet dancers Nureyev, Karen Kain and Eric Bruhn.

Dad became an inventive and prolific Toronto developer. He flew us to remote lakes in his float plane for camping trips. He was an obsessively competitive tennis player (beating men half his age), and a voracious learner with an enduring commitment to alternative energy. He had a knack for the stock market and lived his life with panache, flair and passion. He spoke a number of languages but all efforts to anglicise his Austrian accent failed. He was always interested in our friends, who responded to his warmth. People loved him because of his kindness and encouragement.

Tragically our mum Patricia died of cancer in 1974. We were all devastated, and Dad lost his way for many years.

The mystery started to unravel

From time to time, we'd ask him questions about his past. He refused, once even slamming the table, shouting, "I'll never tell you!"

In the 1990s, with his health failing and Parkinson's disease taking hold, he met Betty, 'the second love of his life' and everything changed. He was convinced to return to Israel for the first time since the war and was received as a hero, but we didn't know why. In 1996, he decided it was finally time to tell the details of his escape from the Nazis, but not to his family! Angered by global criticism of the Swiss for their ambivalent attitude toward fleeing Jews during the war, he called the *Schaffhauser Nachrichten* out of the blue, telling the surprised journalist a story of gruff but decent Swiss border guards who offered a young refugee asylum, food and lodging (the first few days in the jail with the door left open!) until he could travel to Palestine. The article ended with Dad's words of gratitude: "With their so obvious kindness the Swiss lifted a massive weight off my chest. I just didn't know how and to whom to write. It was almost like being held back by paralysis. Now I can say it, 'To Switzerland and all of the Swiss: My sincerest thanks for the asylum you granted to me on August 2, 1938!'" The article amazed us. Here was our Dad revealing fears and vulnerabilities he felt as a teenager we'd never heard before.

When we asked our dad about his past, he would not tell us anything.

The next year, accompanied by his wife and four sons, Dad returned to Austria to revisit his post-war past, up close. We drove to Saalfelden, about 70km south of Salzburg, to look for what used to be a displaced persons camp (DP camp) but were not sure why. After searching all over we came upon an Austrian military base where among the warehouses, garages, trucks and fortified buildings we spied a cluster of WWII era barracks, a little island of history surrounded by modernity. "This is it," he said quietly. He began to tell us

what we were looking at and the background story. After arriving in Palestine in 1938, Dad lived in a farming community near his sisters but soon realized farm work was not his thing. Relief came when a mysterious man arrived one day to offer the opportunity to be trained for the local militia. He'd apparently been noticed by the Haganah, the Jewish underground paramilitary operating in British Palestine. Dad jumped at the chance.

The mysterious people eventually returned saying the British were looking for Jews and Arabs to fight together against the Germans. Thinking ahead to establishing a state of Israel, the Haganah encouraged promising young Jewish men to join so they could learn about soldiering from the British and set up their own army.

His role in the post-war years

Dad said nothing about his time in the war and fast forwarded to the chaos of post war Europe. Instead of returning to Palestine after demobilization, Dad and a few other colleagues infiltrated a DP camp in Austria. It was administered by American occupying forces who didn't know how to deal with the tragic collection of concentration camp survivors, former partisans, escapees from the oncoming Soviets and other persecuted folk with nowhere to go. Many were dying and there was friction between Jews of different nationalities and with other Europeans. The Americans were relieved when all of a sudden, leaders emerged to organize the rabble. Dad and his colleagues led exercise parades, organized orderly queuing and distribution of food and medicine and generally made things easier for the occupiers.

Little did they know Dad was not the person he claimed to be, having switched identity cards with a refugee making his way to Palestine. He and his friends were operatives working with the Haganah to channel refugees into Palestine against the British blockade, something a former British soldier could not have been caught doing.

They fine-tuned a system that began whilst still in British uniform clandestinely using British military trucks to move displaced persons south to Austria, a sort of 'underground railroad' that at one point stretched all the way to Belgium. Dad described how they would bring a large group of sick and exhausted refugees to hide in the woods outside a camp. Then they would send the rested, fed and recuperated people living in the camp out for 'hikes' and sneak in the new arrivals to recuperate. The rested ones were then led on an arduous trek over the mountains to the seaports of Italy and onto commandeered ships to run the blockade into Palestine.

He and his friends channeled refugees into Palestine.

Fortunate coincidence

That was all Dad told us. He died the following year leaving us to discover dozens of photos of him in the mountains of Austria and IDs with all kinds of false names. We found an old film where he's equipped like a mountaineer with compass, maps and hiking boots accompanying large groups of people hiking over the mountains. What was he doing? Where did it take place?

We later found out from books and documentaries that Dad's army unit was called the Jewish Brigade which had a well-documented role in the Bricha or escape of refugees to Palestine. But we were still left with all kinds of questions. More than twenty years later a chance encounter with Rami Litani, an enthusiastic amateur historian who lectures about the Jewish Brigade on Zoom, unlocked more mysteries. He watched Dad's old film and instantly recognized the tavern where Dad was standing, and the mountain people were climbing. Rami shared about the Alpine Peace Crossing and the opportunity it gave him to honour his father, also a Brigade member, and those involved in the Bricha. We'd never heard about the APC before and now cannot wait to undertake it as a family. What a wonderful ritual to remember, experience the escape for ourselves and acknowledge the plight of refugees today.

Our father had his own reasons for keeping his story to himself. We've always been immensely proud of him, and are even more so now we know he helped so many to a new life. We're grateful Alpine Peace Crossing provided the last piece in the puzzle of this part of Dad's life. △

Adam Protter, son of Dov Bernard Protter, a chef, caterer and entrepreneur who lives North of Vancouver, Canada, with his family.

Miles Protter is now on his third career as an executive mentor and writer and is actively involved in men's work in his home town of Perth, Western Australia.

The Jewish Brigade soldiers

When the Jewish survivors met Hebrew-speaking soldiers in uniforms, with the patch of the David Star on their arms, and above it another patch of the Jewish Brigade, their hope was restored. These soldiers gave them food and shelter, they led them across mountains and borders as part of the Bricha movement. Here is the story of these soldiers.

An article by Rami Litani.

My name is Rami Litani. I am an Israeli, born in Israel, just like my parents (even though the country then was still called Palestine), and I grew up learning about the creation of the Israeli state from them. My father, Eliyahu Litani (Alterman), was a company sergeant major in the first battalion of the Jewish Brigade. I took it upon myself to study their story, to collect relevant material, such as pictures, documents, letters and medals; to find their descendants and to urge them to look for what their parents left behind – their brave and heroic story. I am an active member of the Habricha Association.

The Jewish Brigade

The Jewish Brigade was formed by the British late within the Second World War, in September 1944. The idea of having a brigade from Palestine actually began quite early and Jewish soldiers volunteered to the British Army already in 1939. It took that long because of Arab pressure that opposed the idea. The Jewish Brigade included more than 5,000 Jewish volunteers living in Palestine and was the only independent national Jewish unit to serve in WWII. The Jewish Brigade soldiers wore a very symbolic arm patch – its colours were the Zionist flag of blue, white and blue stripes and a yellow Star of David. Under the leadership of Brigadier Ernest F. Benjamin, they were shipped to Italy in October 1944, and took part in the battle for the liberation of Italy against the Nazis at the Senio River front, south of Venice, in the winter of 1945.

Involvement in the Bricha

Following the end of the war, stationed in northern Italy and later in Belgium and the Netherlands, the soldiers of the Jewish Brigade facilitated the illegal immigration of Holocaust survivors to Mandatory Palestine, known as the Bricha. They did it under the cover of what they called by its initials TTG, Tilhas Tizi Gesheften, translated as "kiss my ass business". They supplied the survivors with food, blankets, clothes, and petrol. Taking advantage of the chaotic situation in post-war Europe, they moved Holocaust survivors between countries and across borders. For many Jewish soldiers, this new mission justified their previous service in the British forces that had preceded the creation of the Jewish Brigade.

My father, who as aforementioned was a company sergeant major in the 1st battalion of the Jewish Brigade, described in a very emotional letter to his parents, his meeting with the survivors.

Several Jewish Brigade soldiers stayed in Europe after the Brigade was disassembled, using false identities, and were of great importance in the Bricha movement and the illegal immigration move-

Taking advantage of the chaotic situation in post-war Europe, they moved Holocaust survivors between countries and across borders.

Arm patches of Eliyahu Litani, company sergeant major of the Jewish Brigade

ment. Due to their military experience the soldiers of the Jewish Brigade, and the others who joined the British Army played a significant role in the young Israeli Army.

The Jewish Brigade Story and me

Nowadays, the story of the Jewish Brigade has been forgotten and is quite unknown. Most of the soldiers have already passed away. This is why I have been working tirelessly over the last years to document the brigade members' stories with the help of their books, letters and memoirs, and their children, who themselves are now pensioners. It is quite challenging as most of the people have changed their names from European names to Hebrew names, women got married and have other names etc. With the help of an Israeli Radio Station and a variety of other initiatives, I have been able to put together a group of 500 people who are connected to the brigade through their families. I give a lot of lectures telling people about the Brigade and the Bricha, and after these lectures, people tell me stories, send me pictures, documents, diaries and letters. I have founded a facebook group which deals with the Brigade. The members are mostly of the second or third generation. It is hard work, but it is invigorating and the positive feedback from people has been inspiring. △

Rami Latini is an active member of the Bricha Heritage Association and son of a company sergeant major in the Jewish Brigade during World War II.

2nd August. 1945

The brigadier gave an order for the arst car of the convoy to wave the blue and white nation-
al bag. Imagine the bag at the head of such a large procession of cars - mostly armed Jews
on their way to Western Europe via Germany. This is how we traveled in Austrian territory.
On our way we met some Jews who stood in the streets and shouted "Shalom Shalom" etc. And a
few more Hebrew words to show us that they are Jews. I should mention here that those Jews who
were previously afraid of openly being Jews, are now wearing a large Star of David on their
neck and they feel strong and safe. We can not stop and we continue. Tuesday. This day left
a great impression on me. At noon, we see a crowd on the road waving their hands. We were
not used to it because we are anally in enemy territory and the Star of David on all the cars
stands for glory. We got closer and there's a young
man jumping into my car speaking Hebrew. I asked
him what the matter was, and he said that a few
more kilometers from the place, in Landsberg, there
is a large refugee camp of Jews, and since they knew
we were coming, they came to meet us. We drove on
and reached the camp area. The refugees stood on the
road, singing Hebrew songs and wanting us to drive
through their camp. The commander of the convoy, an
English colonel, agreed and there were signs saying
"Welcome", "Long live the Brigade" and on the sides of
the road there were Jews. They were alive and enthusi-
astic. Only a few weeks ago they were living dead"

Eliyahu Litani in the British Army, November 1941

THE BRICHA HOME

Post-War Exodus to Israel

The Bricha (meaning “escape” or “flight”) Movement 1944-1949 was the illegal underground organization that helped Jewish Holocaust survivors escape from post Second World War Europe to the region which is now known as Israel. I was born in Kibbutz Alonim in 1944, so actually I am a Palestinian, born before the State of Israel was established. Both my parents are from Poland, almost all the family died in the Shoa. In my Kibbutz no child had grandparents, so I was convinced that parents had no parents themselves. In September 1945 my father, Zvi Netzner (Melnitzer), was recruited by the Mossad Le'Aliya B to work as head of the Bricha in Poland. He served there until 1948 and returned to the shooting sounds of our Independence War.

An article by Miri Nehari.

The activity of the Bricha was initiated by the survivors themselves. Later, emissaries from Israel came to join them and under their leadership, with the help of the British Army Jewish Brigade Soldiers and funded by the Joint Distribution Committee (JDC), the largest Jewish humanitarian organization in the world, the Bricha operation became an important chapter in the founding of the modern State of Israel. The Bricha Movement – the immigration by land and the Ha'apala Movement – the emigration by sea present together a story of courage and bravery and cunning and love for the Jewish people.

The beginning

World War II ended on 8 May 1945. All around the world there was great joy, but for Jews there was no joy. They had only now realized the extent of their disaster, the loss, the devastation, the loneliness. They had no family to go back to, no home, no country, maybe no friends and family. Many survivors believed that they were the last to survive, and that the Jewish people were no more. Out of the ashes a phoenix rose, got up and started walking to its ancient homeland. The beginning was led by veterans of the pioneering prewar Zionist youth movements – partisans, and ghetto fighters, and they set the way. Where? – to Eretz Israel. How? – together, supporting each other. Hence the name Bricha.

The journey and the decision to live

The journey of Holocaust survivors on the Bricha routes was made in more than one sphere. Before embarking on this long journey, the survivors had to make a choice to live. In the *psychological sphere* it was a journey of self-rehabilitation, of coping with despair, bereavement and loss. It was a choice to embark on the unknown, knowing that nobody wanted them. They were illegals, who had to travel illegally, cross borders illegally, and fight to enter their country illegally, as the borders of Eretz Israel were closed to them.

The journey in the *geographic sphere* was on the paths of Europe’s routes. The survivors walked in snow, rain or storms. They rode in trains that barely worked, they were transported in lorries covered as if they were cargo.

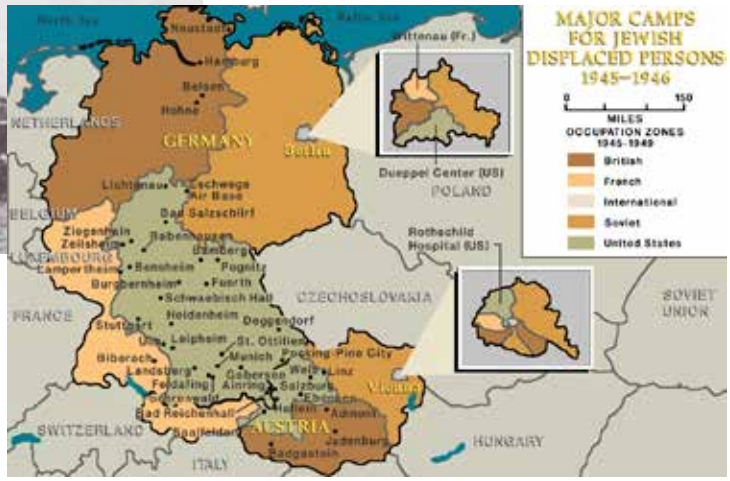
The journey in the *family sphere* would be the finding of a mate and starting a new family, having children even though they did not yet know how they could provide for the family or where they would live. They made a journey to embrace hope to continue life, to love.

In the *social sphere* there was a journey to rebuild a community, to restore the Jewish culture and this started it in the DP camps. A dramatic chapter of the Bricha people was gathering children from the forests, from hiding holes and monasteries,

© Bricha Heritage Association

One of the ships used to cross from Europe to Palestine

From an existential state of helplessness and a struggle just for physical survival, this journey has provided a sense of power.



©United States Holocaust Memorial Museum

Major Camps for Jewish Displaced Persons, 1945-1946

where they were kept alive during the war. The Bricha established homes and schools for these orphans and transported them on the routes from Europe illegally to Israel to heal. From an existential state of helplessness and a struggle just for physical survival, this journey has provided a sense of power. Power to fight for a purpose, a meaning for life, power to build and to create.

The Bricha Movement becomes an Organization
Emissaries from Israel came to work together with survivors and activists who were given command of the Bricha. The Bricha became an organization suited for such a huge undertaking. There was a chief commander who coordinated the activities in the various European countries. They arranged the transport, the illegal crossing of borders, the false papers laboratories, shelters, schools for the children, bringing those who wanted to the Mediterranean shores, where the illegal ships were waiting.

Austria was one of the main transit countries for the Bricha, and from 1945 to 1948, nearly 280,000 Jewish survivors passed through Austria and Germany from the Soviet Union, Poland, Romania, Hungary and Czechoslovakia, on their way to refugee camps from where they hoped to enter Italy and France.

The map clearly shows that the border between Austria and Italy south of Salzburg was under the control of the US, British and French military. The Bricha Movement had to move survivors not only through borders between countries, but also through borders between Allied army control areas. The British, of course, did everything they could to stop the survivors and send them back. They closed all the crossing roads from Austria to Italy in their territories. Therefore, the crossing points for the refugees were transferred to Saalfelden and Lagernwald. ›

An overnight shelter on the escape route

There were no mountains high enough or rivers deep enough to stop them on their journey to Eretz Israel. The Alps Crossing was one of the hardest parts of the way, not least because it included trails through snowy passages in the Alps. Italy allowed Jews to be smuggled across the border from Austria and permitted them to stay until they boarded the illegal ships. The survivors were often given moral and practical help by the Italian people. Assistance at the Alps crossing included things such as providing information about the movements of the British Army or sometimes hiding the refugees from English Police.

Any Jewish refugee who traveled the routes of Europe was perceived by the British as a potentially illegal immigrant to Israel and therefore must be fought against and prevented from reaching the shores of the Mediterranean. The Brenner Pass, the main Bricha road between Austria and Italy was closed by the British for Jewish immigrants when they realized that this was an important passage for Bricha-lead survivors. It was then necessary to find another way from Austria to Italy.

Disguised as friends going on day trips, Abba Geffen, the Salzburg Bricha commander, Marko Feingold and friends set out to look for creative ways to smuggle refugees on to Italy. At the foot of the Alps near Krimml, they found an Alpine passage that was once, in the 16th century, a path for cattle thieves to secretly transport cattle from one country to the other. On this Alpine Pass at night, in the snow, the survivors walked towards the Promised Land. If caught by the British soldiers, they would be returned to the camp in Austria. But they would not give up and repeatedly set off on the difficult path until they made it to Italy. Resourcefulness, creativity, cunning, determination, helping each other and despair were their weapons. The assessment is that about 50,000 survivors crossed the borders from Austria to Italy. Most of them immigrated to Israel.

Home

In Italy the survivors waited in Bricha camps for their turn to get on a ship and sail to Israel. They knew that the journey would be long, they knew the British Army frigates would probably stop them at sea. They knew they would be taken to prisoner camps again, on the island of Cyprus, behind barbed wire again. And still they went. They knew that when they would finally make it to Israel, they would have to fight for their old-new country. Young men were recruited to the army a week after arrival to Israel, and went to war for a country before having seen it. About half of the fighting force of the new Israeli Army were Holocaust survivors. They were also part of the force creating and building the new State. Finally, they were home. △

Miri Nehari is a clinical-educational-health psychologist and the head of the Bricha Association.

The Story of HANNA WEISS' FAMILY

Hanna Weiss is the daughter of Holocaust survivors, born on 19th September, 1946 in the DP camp Deggendorf, Germany. Her parents did not tell her much about what had happened to them during and after the war. In the last ten years she started to fill in the gaps herself. She read many books and documents and also got further information from people involved in organizations like the Bricha or the Cyprus Organization. Today she is an active member of these organizations.

An overview of a family's lengthy journey to safety by Hanna Weiss.

My mother Pola was born to the Klot family in Vilnius (Vilna), then part of Poland, on 25th December, 1925. As far as I know they were modern religious Jews, her father Gedaliah was a grain merchant and her mother Rachel (born to the Slavin family in a nearby village of Prazaroki) was a housewife. My mother attended a private Jewish school and studied Hebrew and Yiddish. She also specialized in hand-knitting machines.

Life during World War II

When Vilnius was occupied by the Germans in June 1941, they were confined in the ghetto. Gedaliah worked with Polish friends who had a coal business. This way he could leave the ghetto and pass on information to Jewish partisans who had escaped the ghetto. According to a testimony given by a friend who had been there with them, the Klot family gave shelter and food to 15 other people in their apartment. They all huddled together in very harsh conditions. When the Germans liquidated the ghetto they were all captured and sent to various labor or concentration camps. At the gate of the ghetto, my mother was separated from her mother Rachel. She was probably murdered in Ponar and buried in a mass grave. ›

Rachel Klot and other Jews in a cattle wagon

Hanna Weiss with the Austrian Federal President Alexander Van der Bellen at the 2017 APC

Hanna Weiss and her mother on board of the ship *The Unafraid*

Many of the survivors started new families and thereby declared their victory over the Nazis.

Later, a picture of Rachel and other Jews being transported in a cattle wagon on the way to extermination was published. This is the only picture we have of Grandma Rachel Klot. This picture was previously displayed at Yad Vashem and is now on display in the Holocaust Museum at Kibbutz Yad Mordechai.

My mother Pola and her father were sent to the Stutthof concentration camp, just as were the rest of the Jews in Vilnius. Only very few survived. Her father Gedaliah did not survive. In the winter of 1945, my mother, together with other Jews in the camp, set out on a Death March headed towards Germany. In this harsh winter, from January to the end of March, they walked in deep snow, without food or proper clothing. One night, towards the end of the war, when my mother and the others slept in a barn in one of the villages, the German soldiers fled in fear of the upcoming Red Army soldiers. Just before they fled, they set the barn on fire. My mother managed to crawl out and save a friend from the fire. They were liberated. The survivors had typhoid, fever and other illnesses and were sent to a hospital.

Life at Deggendorf DP camp

After her recovery, my mother came to the Deggendorf DP (Displaced Persons) camp, where she met my father David Wurzberg, who was born in Krakow, Poland. He was in various camps and managed to escape, afterwards wandering through Poland without being caught because he looked like a Pole, light skin and hair tone.

In Deggendorf my parents married and I was born there in 1946. They lived in the main building of the barracks. Thanks to my friend Anna Andlauer, whom I got to know at an APC event

in Krimml, I was able to visit the place with her, her husband and the city's historian. That visit allowed me to see how my parents lived there. The people in the camp lived a very rich life, they created a theatre, wrote and edited newspapers and played a lot of music. They had schools for the children and classes for professional education, such as carpenters, nurses and teachers to prepare them for their future life in the Land of Israel. The DP camp, along with other DP camps, had a baby boom – many of the survivors started new families and by that they declared their personal and national victory over the Nazis. The camp was run by the American army and the JDC (Jewish Distribution Committee) was responsible for the everyday life of the camp. The city archives confirmed that my parents were registered in the camp and received food stamps until May 1947. Together with their friends, the group left the camp with the Bricha. My mother recounted that along the way they were occasionally accompanied by people who filmed and documented them. Today I know that it was the producer Meir Levin and his staff who created the movie The Illegals.

They crossed the snow-covered Krimmler Tauern carrying me, the baby.

The people in the group wandered together from place to place, passing Vienna, from where they continued with the Bricha. From the stories I heard and from what I have seen in the film, the difficult roads did not undermine the desire to continue and to arrive at the Land of Israel.

Crossing the Krimmler Tauern

One night they came close to the Krimml Waterfalls and from there, their march began. They had little baggage on their back and no proper clothes to cross the Alps. They also carried me, the baby. They walked all night to rest at family Geisler's Krimmler Tauernhaus. My mother told me how hard it was for her to walk especially in the snow. It reminded her of the Death March. This is my family story in the Krimml Pass.

In the documents I discovered that we arrived in Italy on 30th August,1947. This is the final confirmation that we passed Krimml because the survivors could cross the Krimmler Tauern only in the spring and summer months. In winter, there was too much snow to take this route. After the registration in Milan, we were sent south to a DP camp very close to Bari. There my mother was reunited with her only sister Cila, whom their parents had managed to smuggle to a youth camp in the Soviet Union before the beginning of the war in order to protect her from the Nazis. The two sisters were overjoyed to finally meet again. Both women were now married and had a child of exactly the same age.

Last part of the journey

After a long wait of about two and a half months, the two families and a group of people boarded the ship The Unafraid. Meir Levin continued to film throughout the entire cruise that lasted two weeks. In December, it arrived in Haifa where it was captured by British Military. From there, all the ship's people were transferred to the detention camps in Cyprus. There we lived in tents in Camp 65. Life in the camp in the middle of winter was difficult – several families lived in one big tent, there was no privacy, no proper place to cook or live a normal life. The camps were surrounded by barbed wire fences, which reminded the survivors of the concentration camps. After a few months in the camps, many babies got sick and the young families were permitted to sail back to Haifa.

Life in Israel

My parents went on to build a new life with their friends with whom they often talked about their past in the concentration camps and the ghetto. They remained a close group of friends. Over the years, everyone passed away. As a child and a young woman, I studied, was active in the Scouts and served in the army. I continued my studies and became an elementary school teacher. Later, I became headmistress. I married Gershon, who survived the Terezin Camp as a one-year-old baby with his mother. He was an officer in the army. We have two lovely children. We were sent by the Jewish Agency to work with the Jewish Community in Switzerland, Zurich and we had the privilege of being among the first to build a new township in Israel, Kochav Yair, where we live to this very day. △

Hanna Weiss is actively involved in remembrance work and edited two books which are a collection of 140 memoires told by sons and daughters of Holocaust survivors who were in detention camps in Cyprus from 1946 to 1949.

GIVAT AVODA, SAALFELDEN, THE ALPINE PEACE CROSSING & Me

My first visit to Givat Avoda in Saalfelden was not enjoyable. I didn't like the place. It took me almost 35 years to realize how important this place is for my family heritage.

A personal account by Gal Talit.

My mother, Bilha Talit – in those days known as Bella Klein – is a Holocaust survivor from the Kaunas ghetto in Lithuania and the Stutthof concentration camp. Even though she never told us what she went through during the Holocaust, our family heard stories about her life in Givat Avoda, which is the Displaced Persons camp located in Saalfelden. We always knew that in addition to being a teacher at the camp, she was a member of the Bricha organization. As part of this activity, she crossed the Alps from Austria to Italy several times, accompanying groups of Holocaust survivors who were on their way to Israel (then still Palestine). We always knew that our parents (my father was originally from Palestine/Israel) met each other at the camp, fell in love and had their wedding ceremony in the camp's main dining room.

One story in particular stands out from my mother's accounts about the Alp crossings. I do not know if this actually happened. Mother said that on one of her journeys across the Alps, on her way back from Italy to Austria, she sank into the deep snow at the top of the mountain, one foot in Austria and one foot in Italy, and could not continue walking. Her friends from the Bricha, whom she was accompanying, had to pull her out of the snow while leaving her boots in it. Only then did they manage to extract her boots out of the deep snow and continue their journey back to the camp in Saalfelden.

Bilha (Bella Klein) and Moshe Talit on their wedding day at Givat Avoda, April 20, 1948

I first visited Givat Avoda camp in Saalfelden in the summer of 1973 as a child. It was the first time my parents had returned to Austria since leaving it in 1948. As part of our tour, we visited Saalfelden and searched for the Displaced Persons camp. My mother and father were very excited to visit the place, but I, as a child, found our visit to the camp very boring. Although the technologies available to us today did not exist in 1973, we were able to locate the Austrian lady who worked as a cook in Givat Avoda back when they resided there. We even met her and her family in the village of Seefeld in Tirol to where she had moved and had opened a family restaurant. Following this visit, for several years afterwards, mother and father met with the cook every time they visited Austria. For many years, I kept in touch with her youngest son, who was close to my age. That was the end of my 1973 experience of visiting the Saalfelden DP camp. I did not find the place interesting. At the time, I did not know how significant this place would become for me in the future.

I did not find the place interesting. At the time, I did not know how significant this place would become for me in the future.

The Talit family and Austrian friends – 27.6.2007 in Saalfelden
(left to right: Sabine Aschauer-Smolik, Bilha, Uzi, Gal and Moshe Talit, Ernst Löschner)

Everything changed in the summer of 2007, when my father got in touch with Ernst Löschner. This happened after my father listened to a radio program in which it was stated that the Austrian Embassy in Israel was looking for people who lived in the DP camp in Saalfelden after World War II and crossed the Alps to Italy. After the bond between my father and Mr. Löschner was formed, both my parents were invited to attend the first APC, along with additional Israeli testimonial witnesses. Mother was already very ill at the time. My brother, Uzi (who lives in Florida, USA) and I decided to join this delegation. We came to the realization that this could be our last journey together with our mother. Sadly, this turned out to be the case as my mother passed away 6 weeks after our return to Israel. Despite not feeling well, during this last visit, mother was so happy to recount her experiences when she was young.

I arrived in Austria in 2007 with no intention of completing the entire trek all the way to Italy. I did not think I could withstand the journey. But when I realized that some other members of the group from Israel who were older than I was, intended to complete the trek, I decided to give it a try as well. I did not have suitable clothing or hiking equipment, so I improvised. Each friend gave me one much needed item – walking poles, a coat, a scarf etc. I completed the trek in a similar vein to those who did it in 1947 – they also didn't give up despite not having the proper hiking equipment. With sheer willpower, perseverance and a lot of encouragement from my fellow trekkers, I completed my first Alpine Peace Crossing march, not knowing then that it would be only the first of many.

Since 2007, I have continued to attend almost all yearly APC events. I was joined by my brother, Uzi, ›

Gal Talit at the turnoff to Windbach Valley in 2007

The Israelis of 2018 next to the Krimmler Tauernhaus with Ernst Löschner

The participants from Israel recreate their ancestors' journey through the Alps. In this way, they preserve the legacy and memory of past generations

who came from the United States every year and attended them all. In the first few years after 2007, we were the only Israelis. Slowly, more Israelis joined. In addition, we held two youth delegation exchanges between high school students from Saalfelden, Austria, and from the Upper Galilee, Israel, where the respective visits in each country took place in 2010 and 2013. One component of the Israeli students' visit in Austria included the participation of both delegations in the APC.

Over the years, a number of family members of the Israeli testimonial witnesses who were invited to participate in the first Alpine Peace Crossing in 2007 have participated in the APC events, with only a few other additional Israelis participating. This changed in 2015 following the publication of the APC events on Guy Shachar's travelling website (https://guyshachar.com/en/?s=krimml). Many Israelis who were exposed to this website, found that it was their family heritage as well and the Israeli interest in APC grew. At about the same time, in 2012, the Bricha Heritage Association was established with the aim of presenting the experiences of Holocaust survivors who travelled throughout Europe on their way to Eretz Israel (Land of Israel), led by members of the Bricha organization. The association's wish to commemorate the legacy of the crossing of the Alps from Saallfelden, via the Krimmler Tauern Pass to Kasern (Casere) in Italy in the summer of 1947, became one of its main activities.

Since 2017, one decade after the first APC, groups of several dozen Israelis participated in the APC every year. Participants now are first, second and third generation of the 1947 trekkers. They recreate, in part or in full, their ancestors' journey across the Alps. In this way, they preserve the legacy and memory of past generations, whose members have either perished or survived the hardships on their journey to the Land of Israel.

Let us hope that the trees planted on the path of the trek in the Grove of Flight, in honor of those who crossed the Alps in 1947, those who assisted them along the way and those recreating their history since 2007, will help ensure that the past is not forgotten. We owe it to all of them. We will remember them and their labor and never forget. △

Gal Talit lives in Tel Aviv, Israel. She is a regional and urban planner, holds a PhD in public policy and works as a lecturer and researcher. She is involved in the activities of the Bricha Heritage Association (http://www.habricha.org.il/en/the-association).

GEDENKEN ERINNERN HANDELN

56 Abgewertet verdrängt vergessen
Widerstandsleistungen von Frauen

60 Ein ungesühnter Mord

64 “We Will Fight for Antifascism”
Interview with Katarina Peović

68 Festung Europa – Berichte von
Europas Außengrenzen

70 Genauer Hinschauen – Theorie
und Praxis kritischer Bildung

73 Engagierte Gedenkarbeit
in Graz: der Verein CLIO

75 Rezension: Widerstand –
Verfolgung – Befreiung

ABGEWERTET VERDRÄNGT VERGESSEN

WIDERSTANDSLEISTUNGEN VON FRAUEN

Die Fokussierung auf den „heldenhaften", militärischen und bewaffneten Widerstand verstellte lange Zeit den Blick auf andere widerständige Handlungen. Widerstand wird daher noch immer oft nur männlich gedacht. Die Leistungen von Frauen werden abgewertet oder nicht gesehen.

Helga Amesberger und Brigitte Halbmayr.

Was zählt(e) als Widerstand?
Die Geschichten der beiden hier vorgestellten Frauen stecken die Bandbreite widerständiger Handlungen ab – vom organisierten, teils bewaffneten Widerstand bis hin zum zivilen Ungehorsam oder Resistenz. Zwischen diesen beiden Polen fanden sich zahlreiche weitere Handlungen der Resistenz: Frauen haben gefährdete Personen versteckt (etwa Fallschirmspringer, rassistisch Verfolgte oder desertierte Angehörige), Kurierdienste für Partisan*innen geleistet, „Fremdsender" gehört, Widerstandskämpfer*innen mit Lebensmitteln und Medikamenten versorgt, Flugzettel verfasst und verteilt, systemkritische Witze erzählt, Lieder der oppositionellen Schlurfbewegung – einer jugendlichen Subkultur – gesungen und vieles andere mehr. All diese Handlungen erforderten Mut und Entschlossenheit, viele von ihnen waren äußert gefährlich. Dennoch zählten viele dieser Aktivitäten lange Zeit nicht als Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime.

Dieser war sehr eng gefasst. Als Widerstand galt, mit der Waffe in der Hand und aus dezidiert politischen Gründen gegen die Nazis gekämpft zu haben. Das heißt, die Handlungen mussten auf den Sturz des Regimes ausgerichtet sein. Diese von den Nachkriegsregierungen und auch politischen Opferverbänden vertretene Sichtweise hatte den – aus Sicht des offiziellen Österreich – positiven Effekt, dass die Staatsausgaben für Entschädigungsleistungen nach dem Opferfürsorgegesetz gering gehalten werden konnten. Denn solche erhielten nur jene, die nachweisen konnten, aus politischer Überzeugung und im Rahmen einer Gruppe aktiv gewesen zu sein. Dabei berief man sich auf die „Moskauer Deklaration" aus 1943, in der für die Neugründung Österreichs auch der Nachweis eingefordert wurde, dass sich Österreicher*innen im Kampf gegen die NS-Herrschaft beteiligt hatten. In diesem wichtigen Dokument wurde jedoch auch der Staat Österreich als Opfer Hitler-Deutschlands gesehen. Dieser Umstand ermöglichte es, den Opferstatus auf die ganze Gesellschaft auszuweiten – und gleichzeitig nur wenige Formen des Widerstands anzuerkennen. Auch spätere Regierungen weiteten den Kreis der Anspruchsberechtigten lange nicht aus. Eine grundlegende Novellierung des OFG erfolgte erst 2005 auf Betreiben des „KZ-Verbandes" und der „Freiheitskämpfer" sowie der Grünen. Individuelle oppositionelle Handlungen – also von keinen Gruppen getragene Aktionen – wurden nicht als Widerstand wahrgenommen. Handlungen, die aus Liebe, Mitmenschlichkeit und Empathie von Einzelnen gesetzt wurden, sprach man nicht nur ihren potentiell politischen Charakter ab, sie blieben zudem ungewürdigt. Damit galten auch Frauen wie Aloisia Hofinger, die sich mit ihrer Liebesbeziehung zu einem ›

Frauen lehnten sich in vielfältiger Weise gegen die Regeln und Normen des nationalsozialistischen Regimes auf. Zwei von ihnen möchten wir hier kurz vorstellen:

Foto: privat

Aloisia Hofinger bei der Feldarbeit, ca. 1941

ALOISIA HOFINGER

(01.06.1922–16.03.2011), verehelichte Schober, lernte den polnischen Zwangsarbeiter Josef Gowdek an ihrer Arbeitsstelle bei einem oberösterreichischen Bauern kennen. Sie verliebten sich, Aloisia wurde schwanger. Denunziert durch eine ältere Magd wurden beide Anfang Mai 1942 verhaftet, verhört und gefoltert. Zur Entbindung entließ die Gestapo Aloisia Hofinger aus dem Linzer Polizeigefängnis. Dass der Bruder ihrer Firmpatin die Vaterschaft für das im Juli geborene Mädchen übernahm, nutzte Aloisia und Josef nichts. Aloisia Hofinger wurde vier Monate nach der Entbindung ins Frauenkonzentrationslager Ravensbrück verbracht. Nach gut einem Jahr wurde sie im November 1943 entlassen. Davor musste sie schriftlich ihr Stillschweigen über die KZ-Haft versichern. Ihre Tochter war zwischenzeitlich an Diphtherie verstorben. Der Vater ihres Kindes wurde gehenkt.

Foto: privat

Berta Grubhofer, 1942

BERTA GRUBHOFER

(16.01.1913–24.02.1984), verehelichte Lauscher, war bereits in der Zeit des Austrofaschismus im kommunistischen Jugendverband aktiv, weswegen sie zweimal eingesperrt wurde. Dies hielt sie nicht davon ab, auch nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1938 widerständig zu handeln. Sie organisierte Fluchtmöglichkeiten für gefährdete Kommunist*innen und schmuggelte einige über die tschechische Grenze. Nach einer neuerlichen Haft verbreitete Berta Grubhofer dennoch antinazistische Flugblätter, sammelte Unterstützung für Inhaftierte und deren Angehörige und arbeitete an der Errichtung einer Sendestation in Oberösterreich. Im März 1943 wurde sie erneut verhaftet und schließlich ab Juli ohne Gerichtsverfahren im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück inhaftiert. Nach fast zweijähriger Haft kam sie im Mai 1945 nach Wien zurück.

Zwangsarbeiter der rassistischen Bevölkerungspolitik widersetzten, nicht als Personen, die „aus politischen Gründen“ gegen den Nationalsozialismus gehandelt hatten. Dies hatte für die Mehrheit der Verfolgten weitreichende materielle Folgen: Während Berta Grubhofer als Opfer anerkannt wurde, blieb dies Aloisia Hofinger verwehrt. Letztere erhielt daher auch erst nach der Novellierung des OFG (2005) eine Haftentschädigung. Aus psychologischer Perspektive bedeutete die Nichtanerkennung als Opfer eine fehlende Würdigung von Widerstand und Zivilcourage sowie des erlittenen Leides durch die Gesellschaft und eine indirekte Schuldverortung bei den Verfolgten.

Einordnung des Widerstands von Frauen

Diese Engführung des Widerstandbegriffs prägte die Sichtweise von weiblicher Widerständigkeit nachhaltig. Nicht nur in Gesellschaft und Öffentlichkeit, sondern auch in der Forschung wurde (und wird) Widerstand meist männlich gedacht. Obwohl auch die meisten männlichen Widerstandskämpfer nicht im bewaffneten Widerstand waren, blieben die Widerstandsleistungen von Frauen weitgehend ignoriert oder wurden als rein unterstützende Tätigkeiten abgetan. So entstand das Bild, dass die Planung und Führung der Widerstandsgruppen ausschließlich Männern oblag. Selbst äußerst gefährliche Tätigkeiten, wie etwa Wehrmachtssoldaten für den Widerstand zu gewinnen, wurden als sogenannte „Mäderlarbeit“ abgetan. Übten Männer diese Tätigkeit aus, dann bezeichnete man dies als „Wehrkraftzersetzung“. In dieser unterschiedlichen Benennung kommt die gesamte Geringschätzung weiblicher Widerstandstätigkeit zum Ausdruck.

Individuelle oppositionelle Handlungen wurden nicht als Widerstand wahrgenommen.

Die Fokussierung auf den „heldenhaften“, militärischen und bewaffneten Widerstand verstellte lange Zeit den Blick auf nicht primär politisch motivierte widerständige Alltagshandlungen. Es waren aber gerade oft Frauen, die ohne Rückhalt einer Organisation sich mutig den Vorgaben eines menschenverachtenden Regimes widersetzten. Nicht selten führte dies zu Gefängnis und KZ-Haft. Es bedurfte einer feministisch orientierten historischen Forschung, die die Widerstandstätigkeiten von Frauen und die vielfältigen Formen von Resistenz und Zivilcourage sichtbar machte. Quantitativ betrachtet, leistete nur eine Minderheit der österreichischen Bevölkerung Widerstand gegen das NS-Regime, der trotzdem mit über 2.000 zum Tode verurteilten und hingerichteten Österreicher*innen einen hohen Blutzoll forderte. Die Mehrheit von ihnen gehörte „linken“, und hier wiederum vorwiegend kommunistisch orientierten Widerstandsgruppen an. Unbestritten ist auch, dass mehr Männer als Frauen politisch aktiv waren bzw. deswegen verfolgt wurden. Und dennoch: Auch Frauen waren in führenden Positionen im organisierten politischen Widerstand tätig, und ohne die Mitarbeit von Frauen wäre selbst das geringe Ausmaß nicht möglich gewesen. Zudem waren es nicht wenige Frauen, die aus politischen Gründen in Gefängnissen und Konzentrationslagern inhaftiert wurden. Unsere Forschungen zu den im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück

© Markus Gönitzer, Quelle: www.univie.ac.at

Das Denkmal für die Kärntner Partisan*innen am Peršmanhof verweist auf den bewaffneten Widerstand. Es ist eines der wenigen, die auch die Teilhabe von Frauen würdigt.

inhaftierten Österreicherinnen ergaben, dass fast die Hälfte der rund 2.400 eruierten Frauen als „politische“ Häftlinge registriert war. Darunter waren Frauen, die wie Berta Grubhofer Teil des organisierten Widerstands waren, und Frauen, die wie Aloisia Hofinger wegen „Verbotenen Umgangs“ verfolgt wurden. Weiters zählten zu ihnen Frauen wie jene aus Goldegg im Pongau, die ihre desertierten Ehemänner, Brüder und Söhne versteckten und/oder mit dem Lebensnotwendigen versorgten. Nicht mit dem roten Winkel der „politischen“ Häftlinge waren Frauen gekennzeichnet, die aufgrund ihres „unangepassten Verhaltens“ verfolgt wurden, worunter etwa Arbeitsverweigerung oder von der Norm abweichender Lebenswandel fielen. Auch sie verhielten sich widerständig, galten allerdings in der damaligen Diktion als „Asoziale“. Diese Stigmatisierung hielt sich bis in unsere Tage, sodass ihnen viele Jahrzehnte die Anerkennung ihres Leidens und Entschädigungen versagt blieben.

Es waren aber gerade oft Frauen, die sich mutig den Vorgaben eines menschenverachtenden Regimes widersetzten.

Bewertung des Widerstands

Die Bewertung des Widerstands von Frauen (und Männern) ist nicht zuletzt eine Frage der Maßstäbe, die man zugrunde legt. Würde man den Widerstand in seiner Gesamtheit alleine nach seinem Beitrag zum Sturz des NS-Regimes und für die Wiedererlangung der staatlichen Souveränität beurteilen, müsste er als gescheitert und ineffektiv gesehen werden. Es fehlte an Geld, Material und substantieller Unterstützung aus der Breite der Bevölkerung, um ein derartiges Ziel erreichen zu können. Ein übermächtiger Spitzelapparat setzte den vielfach mit hohem Idealismus gesetzten Widerstandshandlungen oftmals ein rasches Ende. Eine Bewertung ausschließlich nach der Wirksamkeit lässt jedoch die moralische Komponente des Widerstands außer Acht und verkennt die extremen Machtunterschiede. Auch wenn Reichweite und Effektivität gering waren: viele kleine Widerstandsnetzwerke versuchten zumindest, mit großem persönlichem Risiko, Sand in das gut geölte Getriebe des „Dritten Reiches“ zu bringen.

Das nationalsozialistische Regime wäre auch ohne diese Widerstandsgruppen und Einzelaktivitäten zugrunde gegangen. Für die Wiedererlangung der staatlichen Souveränität war die Existenz eines organisierten österreichischen Widerstands aufgrund der Forderung in der „Moskauer Deklaration“ jedoch maßgeblich.

Bleibt die Bewertung des individuellen Widerstands; der Bedeutung von Handlungen, die Menschen aus Empathie, Zuneigung, Mitmenschlichkeit, Widerstandsgeist und dergleichen setzten. Unseres Erachtens stehen diese widerständigen Frauen (und Männer) für all jene, die angesichts des „Gehorsamkeitsanspruchs“ eines totalitären Systems „anständig“ blieben, wie es der Historiker Karl Stadler ausdrückte. Denn in einem totalitären System muss „jegliche Opposition im Dritten Reich als Widerstandshandlung gewertet werden, auch wenn es sich nur um einen vereinzelten Versuch handelt“.

Daher können die Leistungen und Opfer der WiderstandskämpferInnen für das Wiedererlangen der staatlichen Souveränität und den Aufbau einer demokratischen Gesellschaftsordnung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ihr Beitrag lässt sich nicht quantifizieren, er ist aber nicht zu leugnen. Ebenso unbestreitbar ist, dass Frauen im Widerstand eine bedeutende und entscheidende Rolle spielten. Ohne sie wäre Widerstand nicht möglich gewesen. △

LITERATURHINWEISE

Helga Amesberger/Brigitte Halbmayr/Simon Clemens, Meine Mama war Widerstandskämpferin. Netzwerke des Widerstands und dessen Bedeutung für die nächste Generation, Wien 2019.
In diesem Buch porträtieren die Autor*innen drei Widerstandskämpferinnen und deren Widerstandsgruppen und analysieren den Umgang in der Familie mit der Widerstandsgeschichte der Frauen.

Weitere Widerstands- und Verfolgungsgeschichten von Frauen sind nachzulesen:
auf www.ravensbrueckerinnen.at und im von Helga Amesberger und Brigitte Halbmayr herausgegebenen Band: Vom Leben und Überleben – Wege nach Ravensbrück. Das Frauenkonzentrationslager in der Erinnerung. Band 2 – Lebensgeschichten, Wien: 2001.

Helga Amesberger ist Sozialwissenschafterin und Vorstandsmitglied der Österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück und FreundInnen.

Brigitte Halbmayr ist Sozialwissenschafterin am Institut für Konfliktforschung (Wien) und Vorstandsmitglied der Österreichischen Lagergemeinschaft Ravensbrück und FreundInnen.

EIN UNGESÜHNTER MORD

Oft sind es persönliche Erinnerungen von Überlebenden des NS-Terrorregimes, die dazu führen, dass Jahrzehnte nach der Befreiung endlich die Schicksale einzelner Opfer der NS-Zeit aufgearbeitet werden. Besonders im Fall der zahllosen Zwangsarbeiter*innen, die auf dem gesamten Gebiet des heutigen Österreichs ausgebeutet wurden, sind individuelle Erinnerungen Einzelner von essentieller Bedeutung, um ein Gedenken überhaupt zu ermöglichen.

Eine Rekonstruktion von Robert Obermair.

Im Unterschied zu KZ-Insass*innen, die über diverse Außenlager und Arbeitskommandos zwar ebenfalls in vielen Gegenden Österreichs präsent waren, waren Zwangsarbeiter*innen nicht nur in größeren Gruppen gleichzeitig an einem Ort eingesetzt, sondern in vielen Fällen auch einzeln oder zu zweit einzelnen Bauernhöfen oder Kleinbetrieben zugeteilt. Diese kleinteilige Streuung machte es nach der Befreiung noch schwieriger, ein lokales Erinnern an diese Opfer des NS-Regimes zu ermöglichen. Zudem wurde auf Seiten der Profiteur*innen des Zwangsarbeitssystems in den allermeisten Fällen nach 1945 ein Mantel des Schweigens über die Sache gelegt. In den letzten Jahrzehnten starteten immerhin einige größere Betriebe Projekte, um sich mit der eigenen dunklen Unternehmensgeschichte zu beschäftigen. Das individuelle Schicksal derjenigen Zwangsarbeiter*innen, die in der Landwirtschaft oder in Kleinbetrieben oft über viele Monate bzw. teilweise auch Jahre hinweg alleine an einem Ort ausgebeutet wurden, bleibt hingegen oft bis heute verborgen.

Dies wäre auch im vorliegenden Fall so, hätte nicht Josef Duda, ein überlebender ehemaliger polnischer Zwangsarbeiter, seine Erinnerungen an den Mord an seinem Landsmann Josef Mandela im hohen Alter mit Hilfe seiner Tochter für die Nachwelt festgehalten. Ergänzt um Archivfunde aus der NS-Zeit bzw. der unmittelbaren Nachkriegszeit, erlauben uns diese persönlichen Erinnerungen, einerseits das Schicksal eines jungen Polen zur Zeit des NS-Regimes in einer kleinen Ortschaft im heutigen Oberösterreich zu rekonstruieren und andererseits die Beteiligung der lokalen Bevölkerung am NS-Grauen greifbar zu machen.

Verschleppt in die „Ostmark“

In der Gegend rund um Schwanenstadt und Attnang-Puchheim (Oberösterreich) wurden während der NS-Herrschaft vor allem auf großen Bauernhöfen zahlreiche Zwangsarbeiter*innen untergebracht. Diese meist jungen Männer und Frauen aus den verschiedensten Regionen Europas wurden hier Tag für Tag ausgebeutet und lebten in ständiger Angst, wegen geringsten ›

DAS INDIVIDUELLE SCHICKSAL DER ZWANGSARBEITER*INNEN BLEIBT OFT BIS HEUTE VERBORGEN.

Ein Mahnmal in Schwechat, das an die dort eingesetzten Zwangsarbeiter*innen erinnert

Bundesarchiv, Bild 121-0335 / CC-BY-SA 3.0, CC-BY-SA-3.0-DE, via Wikimedia Commons

Polnische Juden bei der Zwangsarbeit

© Fam. Duda

© Fam. Duda

Josef Duda als junger Mann und im hohen Alter

Fehlverhaltens mit drakonischen Strafen sanktioniert zu werden. Trotzdem sei an dieser Stelle auch festgehalten, dass die einzelnen Zwangsarbeiter*innen unterschiedlich behandelt wurden: Während sie bei manchen Familien wie Söhne und Töchter aufgenommen wurden, wurden sie auf anderen Höfen wie Sklaven behandelt. Weitgehend entrechtet waren sie aber alle.

Der 1921 geborene Pole Josef Mandela hatte mit seinem „Dienstgeber“ H. [1] wenig Glück. Gerade erst 20 Jahre alt, kam er spätestens im April 1941 in Landertsham – einer kleinen Ortschaft zwischen Attnang-Puchheim und Schwanenstadt – an. Hier hatten zwei benachbarte Bauernhöfe je einen polnischen Zwangsarbeiter zugeteilt bekommen. Über die ersten Monate seines Arbeitseinsatzes wissen wir relativ wenig, die weiteren Entwicklungen lassen aber vermuten, dass er hier von Beginn an kein allzu einfaches Los erwischte. Am 19. März 1942 eskalierte die Situation: An diesem Tag, dem Josefitag, einem Bauernfeiertag, gab einer der beiden Bauern dem dort eingesetzten polnischen Zwangsarbeiter Michał Radwański den Tag frei.

Radwański wollte den freien Tag nützen und seinen Freund Josef Mandela beim Nachbarbauernhaus abholen, um zwei befreundete Frauen, die bei einem anderen Bauernhof in Schwanenstadt eingesetzt waren, zu besuchen. Als Mandela sah, dass sein Freund frei hatte, legte auch er seine Heugabel weg, ging in die Stube und wollte seine neuen (selbst gekauften) Schuhe anziehen. Als nun der Bauer H., dem Mandela zugeteilt war, ebenfalls in die Stube kam, wollte dieser offenbar letzterem die Schuhe wegnehmen. Daraufhin entwickelte sich ein kurzes Gerangel, woraufhin Mandela nach Schwanenstadt aufbrach, wo er am nächsten Tag von einem lokalen Gendarmen namens Sandner verhaftet wurde. Mandela war von H. denunziert worden, der behauptete, von ihm mit einem Messer bedroht worden zu sein.

Banges Warten

Nun passierte monatelang nichts. Die lokalen Zwangsarbeiter*innen wussten nicht, was mit Mandela, der seit seiner Verhaftung nicht mehr gesehen worden war, geschehen war. Ein halbes Jahr später, am 23. Dezember 1942 kam plötzlich der Befehl, die polnischen Zwangsarbeiter*innen der Umgebung hätten sich am Polizeiposten in Schwanenstadt zu melden. Nachdem sich dort ca. 30 Pol*innen eingefunden hatten, wurden diese durchsucht; Taschenmesser wurden bspw. sofort konfisziert. Danach mussten die Zwangsarbeiter*innen eine Kolonne bilden und aus der Stadt Richtung Attnang-Puchheim marschieren. Die Kolonne wurde von einem mit einem Karabiner bewaffneten Maschinisten aus dem Nachbarort Altensam als Aufseher angeführt. Unter den Zwangsarbeiter*innen machte sich Angst breit. Keine*r von ihnen wusste, was los war und wohin sie unterwegs waren. Die Kolonne bewegte sich zuerst entlang der Bahngleise nach Tuffeltsham und dann weiter nach Landertsham. Nachdem der Bauernhof von H. passiert worden war, ging es eine Anhöhe hoch und auf der

anderen Seite wieder hinab. Hier wartete schon die Polizei aus Attnang-Puchheim. Nun kam der Befehl: „Warten!“.

Nach einiger Zeit des Wartens fuhren zwei Lastwägen und ein PKW an die Gruppe heran. Angekommen, entstiegen ihnen ein Kommando der SS, ein ziviler Gestapo-Beamter, Mandela und zwei weitere Polen. Einer der SS-Männer wählte vier der versammelten Polen aus. Diese mussten eine Leiter, Schnüre, zwei Stühle und eine sargähnliche Holzkiste auf die Anhöhe hinaufbringen. Mitten auf der Wiese stand ein Birnbaum. An einem der Äste des Baums wurde nun ein Strick mit Schlinge befestigt. Auf das Signal des Schwanenstädter Gendarmen Sandner wurde der gefesselte Mandela – offenbar unter Gelächter der anwesenden Polizisten – gezwungen, zum Baum hinaufzugehen. Die beiden polnischen Häftlinge, die bereits zuvor mit dem SS-LKW eingetroffen waren, mussten Mandela auf die an den Baum gelehnte Leiter hinaufhelfen, die Schlinge um seinen Hals legen und die Leiter wegziehen.

Nachdem dem Gehängten die Fesseln entfernt worden waren, wurden alle anderen anwesenden Pol*innen, die weiter unten gewartet hatten, auf die Anhöhe hinaufbeordert. Ein ukrainischer Dolmetscher aus Schwanenstadt musste nun die Warnung eines der SS-Männer ins Polnische übersetzen, dass jeder, der sich etwas zuschulden kommen lassen oder nicht arbeiten würde, genauso aufgehängt werde. Als Mandela in weiterer Folge von einem der Polen vom Baum heruntergeholt wurde, war noch ein Puls zu spüren, worauf einer der SS-Männer den bereits im Sarg liegenden Mandela erschoss. Der Sarg wurde alsdann wieder auf einen der Lastwägen verladen. Während die polnischen Zwangsarbeiter*innen aus der Umgebung wieder in ihre Unterkünfte zurückgetrieben wurden, fuhren die beiden Fahrzeuge weiter nach Frankenburg, wo einer der beiden polnischen Häftlinge, die sich im SS-LKW befunden hatten, gehängt wurde, hier allerdings ohne Publikum. Der andere wurde ebenfalls noch am selben Tag gehängt, vermutlich in der Nähe von Mondsee.

Auch in Landertsham wäre es längst an der Zeit, endlich einen Erinnerungsort für Josef Mandela zu schaffen, der hier – gerade erst 21 Jahre alt – ermordet wurde.

Fehlende Aufarbeitung

Nach der Befreiung 1945 wurde in Vöcklabruck ein polnisches Komitee gegründet, das auch versuchte, die österreichischen Behörden auf die Hinrichtung Mandelas aufmerksam zu machen. Der Fall Mandela wurde in der Folge vor allem durch eben jenes polnische Komitee untersucht, allerdings ohne Ergebnis. Nicht einmal die Frage nach Mandelas letzter Ruhestätte konnte geklärt werden. Für die beteiligten Täter kam es zu keinerlei Konsequenz. Der Denunziant H. versteckte sich zwar offenbar zwei Monate lang, blieb aber ansonsten unbehelligt. Sandner war ebenfalls kurze Zeit untergetaucht und wurde 1946 aus dem Gendarmeriedienst entlassen, konnte in der Folge aber unbehelligt in Attnang-Puchheim leben. Einer der damals bei der Hinrichtung anwesenden Polen, der sich an H. rächen wollte und in dessen Haus eingestiegen war, wurde hingegen verhaftet.

Ansonsten legte sich über die Sache ein Mantel des Schweigens. Auch aus der Bevölkerung Landertshams, die – wie sich ein Zeitzeuge erinnerte – der Hinrichtung beigewohnt haben dürfte, kam keine Initiative, um an den Mord an Josef Mandela zu erinnern. So blieb es Josef Duda, der nach der Befreiung in der Gegend verblieb, überlassen, die Erinnerung an seinen Freund und Landsmann hochzuhalten. Josef Duda starb 2017. Mit seiner Generation verlassen uns momentan die letzten Zeitzeug*innen, die die persönlichen Erinnerungen an ihre verschleppten, geschundenen und ermordeten Freund*innen und Familienmitglieder aufrechterhalten konnten. Umso wichtiger ist es, dass wir nicht nur versuchen, die Erinnerungen dieser Zeitzeug*innen für kommende Generationen zu sichern und zugänglich zu machen, sondern dass wir auch an den historischen Schauplätzen nationalsozialistischer Gewalt- und Terrorakte ein dauerhaftes Gedenken ermöglichen.

Auch in Landertsham wäre es längst an der Zeit, endlich einen Erinnerungsort für Josef Mandela zu schaffen, der hier – gerade erst 21 Jahre alt – im Zusammenspiel eines örtlichen Denunzianten, eines lokalen Gendarmen und der SS und Gestapo ermordet wurde. △

[1] Der Name des Bauern ist nicht aus Gründen des Täterschutzes gekürzt, sondern weil sich die Akten bezüglich des Namens widersprechen und seine Identität noch nicht definitiv geklärt werden konnte.

Robert Obermair ist Zeithistoriker an der Universität Salzburg und Vorstandsvorsitzender von APC.

“WE WILL FIGHT FOR ANTIFASCISM”

Katarina Peović is a member of the Croatian leftist party Workers Front and is the party representative in the Croatian parliament. She is also a professor at the Cultural Studies Department at the University of Rijeka. Jakob Gruber and Matthias Schreckeis invited her to an Interview in order to talk about Croatian remembrance politics early in 2021.

Katarina Peović in conversation with Matthias Schreckeis and Jakob Gruber.

In September you inquired with the Minister of Defence, whether it would be suitable for the new University of Defence to carry the name of Franjo Tuđman. After this, other members of the parliament reacted very hostile towards you. Could you tell us a little bit about this incident?
I was just quoting the final judgement of the International Criminal Tribunal in The Hague (Den Haag). This judgement established the existence of a joint criminal enterprise, aimed at ethnic cleansing of parts of Bosnia and Herzegovina. It was not a judgement of Franjo Tuđman himself, as he had already passed away, which released him from all charges. However, the tribunal clearly stated that Tuđman, among others, was to be held responsible for this joint criminal enterprise. I was just posing one humble question, whether a namesake such as him would be suitable for a new University of Defence. Other members of parliament reacted very harshly towards me and even tried to remove me from parliament. And what was really pathetic, was that this was not only the reaction of the right-wing, but also of the so-called „left-wingers”, the Social Democratic Party. One member of the SDP tried to interpret my words as some kind of attack on Croatian history and as a revision of Croatian history. This shows how bad the climate regarding our remembrance politics is and how we interpret certain figures of our past. A few decades ago, the reaction to my quoting of the final judgement would not have caused such harsh and irrational responses because the problematic relationship regarding the war in Bosnia and Herzegovina was less publically disputed then. Whereas today it has become an unquestionable fact in our public discourse that there is no negative dimension of Tuđman’s politics. This is obviously something dangerous, although many in Croatia know that this revisionism is not factually correct. I would say that many know that we have to be more specific and critical towards the role of Croatia in those days.

Katarina Peović

On the other hand I was supported by antifascist groups, and even war veterans stated their open support for me.

You mentioned that the public discourse about remembering changed in the last few decades. How would you say did it change and who are the main actors in remembrance culture and politics?
While we see the rise of the uncritical approach towards our recent history related to Franjo Tuđman, we had some very interesting and important changes within our politics targeting our war past and our relation to it. This is especially important with regard to our relation towards nationalism and this nationalist conflict between Croatia and Serbia. I would say the HDZ, the Croatian Democratic Union, undertook some important steps toward a reconciliation of this conflict. The era of extreme right-wing politicians who openly celebrated the fascist movement in Croatia during World War II is now gone, at least when we look at what ruling parties and state officials are doing.

There were gestures of reconciliation between Croats and Serbs in the public space. An example of this would be the visit of the Croatian minister of the Croatian veterans to the place where innocent Serbian civilians were killed. Furthermore, representatives of Croatian Serbs commemorated places where Croatians were killed. This conciliation is also related to the Independent Democratic Serbian Party becoming part of the ruling majority. The coalition between HDZ and the Independent Democratic Serbian Party surely brings some important gestures.

On the other hand, this coalition faces very harsh oppositional attacks from very dangerous, some would even say terroristic, movements. These groups are proposing violence towards the left, towards Serbian minorities and their representatives, and also to both the former and present government because of their alliance with the Serbian minority. So it is difficult to say whether we are heading towards a better future in that respect or whether things are getting worse day by day. Looking at economics in Croatia, however, I would say we are in a dire position at the moment. Poverty is growing, we have a very low percentage of employed people and very low and poor wages. This poverty is related to right-wing movements and governments across Europe. It is not something specific to Croatia but a general problem of capitalism.

“This historical revisionism is coming from the European centre and is not something specific to Croatia or the ‘Eastern’ parts of Europe. ”

And what about the scientific community? Is there a consensus in the Croatian scientific community about, for example Tuđman and the events in World War II? And how is this intertwined with the public discourse?
No, there is no consensus, definitely not. But there are many historians that are pointing to the fact that we need to approach questions such as this rationally. And I would say that those historians are positively framed and that they are real scientists who are considered relevant historians by the public. ›

FRANJO TUĐMAN:
Franjo Tuđman was the first elected president of Croatia and is considered as the founder of modern day Croatia. After high decorations as a partisan general in the Second World War he became renown as a nationalist critique of the Communist Reign in Yugoslavia in the 1960s. His role in the rise of nationalism in the region of the former Yugoslavia is considered quite significant. Under his presidency corruption and nepotism prospered. He also opposed efforts to modernize the Croatian legal system, especially concerning war crimes. Nevertheless, he is still idolized as “father of the nation” in modern day Croatia.

The event in Bleiburg/Pliberk in 2015

On the other hand, there are right-wing historians, who try to work out new dimensions, new historical truths. But again this historical revisionism is coming from the European centre and is not something specific to Croatia or the "Eastern" parts of Europe.

One major difference between Austria and Croatia is the existence of partisans, since in Yugoslavia there was a strong antifascist force. What role does the remembering of partisans play in Croatian politics nowadays?
Partisans are pictured in a problematic manner, especially in school curriculums. Our school curriculum is full of framings, where partisans are pictured as totalitarian. They depict the partisan movement as some kind of fraud. This is a dangerous and not de facto correct description of communists or partisans, but as I said, many historians within the scientific community are familiar with these problems and those historians are focused on reversing these trends. I would name Hrvoje Klasić as an example for a historian, who is working on this particular problem.

In Austria, when we speak about Croatian remembrance culture, one of the most prevailing topics is Bleiburg/Pliberk. During the presidential elections in Croatia, all candidates were asked what they think about Jasenovac and about Bleiburg/Pliberk. What role does the commemoration in Bleiburg/Pliberk play in the public discourse?
This is only an important topic during election times. Having said that, this is a dark moment in our public space. Bleiburg is financed by the government and this is the main issue. The Croatian

“This narrative is something that we as Europeans, as a community that is interested in changing things for the better, should challenge.”

government is financing folklore, where Ustašas are marching in daylight and this is a problem. And our government will finance it again even though we are in the middle of a pandemic. They are giving 500.000 Kuna to the Bleiburg commemoration, which is the same amount of money that goes into the commemoration of the victims of Jasenovac. This relation, of course is very incorrect. Victims of Jasenovac were innocent victims. This equalization of victims is part of a problematic historical revisionism. Those that are commemorating, are not only commemorating victims but framing the Ustaša as part of the Croatian army. But it is the other way round: partisans were the Croatian army.

However, we always need to stress the fact that this is nothing specific to Croatia. We, as well as the EU, have these declarations that try to equalize and put an equation mark between fascist and Nazis on the one side and Communists and Socialists on the other side. I do not want to say that the Soviet Union or Stalinism do not need to be criticised and be portrayed in a historically correct way. But you cannot equate them because those were completely different systems. You have the fascist and Nazi movemment which were promoting a vision of social inequality and racist and antisemitic laws. And on the other hand you have the communist movement which at least started with a bright vision of the future and ended in Stalinism.

So this equation is very dangerous, not only from the point of view of a historical purism but also because you are erasing the possibility of democratic socialism, a vision of a better future. You are actually stating that this kind of neoliberal capitalism that we are living in this moment is the only way and that this could not be challenged. This narrative is something that we as Europeans, as a community that is interested in changing things for the better, should challenge

Ways of remembering are always intertwined with public hegemonies and discourses that are again strongly connected to the socioeconomic sphere as you already mentioned. What would you say are perspectives for the future?
First of all, I would say that we need to challenge this commonly stated argument that there is no other way. We need to challenge this perspective that on the capitalist periphery everyone rejects their responsibility. Everyone believes that the rich countries of the center need to do something and their progressive politics need to make a change. But this is not happening. We need to act now and everywhere, in every socio-geographic part of Europe. We need to act according to the fact that changes can only happen if all actors at the same time change things on a global level.

Of course we also have to do small things and steps. For example, becoming a parliamentary party in Croatia is not something globally important, nothing that will change politics globally but it is a step forward, a step ahead towards our goal. It is not important how small the step is as long as it helps to change public discourse.
Maybe this is a short answer for a global problem that you ask me about.

Well thank you very much for this interesting insight. Hopefully we will meet at some antifascist event in Austria or Croatia.
Definitely. Transnational Solidarity is something we need to build. Two years ago, we were demonstrating against the Bleiburg commemoration together with Austrian antifascists. We need to build these connections as a movement and change things together. △

LITERATURHINWEISE:
Broschüre und Artikel des AK Pliberk*Bleiburg unter https://www.no-ustasa.at/.

Holm Sundhaussen, Geschichte Jugoslawiens und seiner Nachfolgestaaten 1943–2011. Wien-Köln-Weimar 2012.

Jakob Gruber is studying English and History in Graz.

Matthias Schreckeis is a board member of APC and is studying History and Slavic Languages and Cultures in Graz.

FESTUNG EUROPA

BERICHTE VON EUROPAS AUSSENGRENZEN

Was Menschen auf der Flucht zurzeit in Bosnien-Herzegowina, wie auch in anderen Ländern Europas, erleben, ist auf mehreren Ebenen unerträglich. Neben Menschenrechtsverletzungen, tagtäglicher Gewalt und dem fehlenden Zugang zu sauberem Trinkwasser, medizinischer Versorgung und Elektrizität, stellen besonders Depressionen, ausgelöst durch Hoffnungs- und Perspektivlosigkeit das drängendste Problem dar.

Ein Bericht von Matteo Meinzolt.

Menschen fliehen aus den verschiedensten Gründen aus ihrem Heimatland. Viele fliehen vor Krieg und Gewalt, andere vor (ökonomischer) Perspektivlosigkeit, wieder andere vor den Zwängen der Gesellschaft oder aus dem „banalen" Grund, einfach ein freies und selbstbestimmtes Leben führen zu wollen. Viele landen irgendwann auf der sogenannten „Balkanroute", die letzte Station auf dem Weg in die EU. So verschieden ihre Fluchtgründe auch sind, im Nordwesten Bosniens, im Kanton Una-Sana befinden sich alle Flüchtenden in einer ähnlichen Situation. Seit den Campschließungen im Herbst und Winter 2020 gibt es nur noch ein einziges Camp im ganzen Kanton, das alleinstehende Männer aufnimmt. Das Glück einen Platz im letzten verbliebenen Camp Miral zu ergattern, ist ein zweifelhaftes. Zwar gibt es dort täglich Mahlzeiten, Elektrizität, fließend Wasser und grundlegende medizinische Versorgung. Das Lager ist allerdings komplett überfüllt, Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturen leben auf engstem Raum zusammen, es herrschen strenge Ausgangssperren und immer wieder kommt es zu Übergriffen durch Securities. Die meisten Menschen auf der Flucht leben mittlerweile außerhalb der Camps, unter freiem Himmel oder in leerstehenden Häusern, wo sie in kleineren Gruppen, meist gleicher Nationalität, zusammen wohnen und sich freier bewegen können. Allerdings erhalten sie dadurch kaum Versorgung von offizieller Seite.

Gegen den Hunger kommt man an, gegen die Hoffnungslosigkeit nicht.

Gewalt, Feindseligkeit und Ablehnung

Viele Menschen, mit denen ich in den letzten Monaten gesprochen habe, leben schon seit Monaten oder Jahren in Velika Kladuša und haben schon dutzende Male versucht, in die EU zu gelangen. Immer wieder wurden sie von der Polizei gestoppt und ohne die Chance auf ein Asylverfahren zurück nach Bosnien gebracht. Diese Praxis nennt man „Pushback" und sie ist nach EU-Recht und Genfer Flüchtlingskonvention illegal. Dazu kommen teils schwere Misshandlungen und Menschenrechtsbrüche, die vor allem durch die kroatische Polizei mit Unterstützung der europäischen „Grenzschutzagentur" FRONTEX geschehen. Fast immer werden den Flüchtenden all ihre Wertsachen abgenommen, inklusive ihrer Schlafsäcke, Schuhe und sogar ihrer Kleidung. Zurück in Bosnien müssen sie wieder von Null anfangen. Sie müssen sich von den Anstrengungen erholen, Verletzungen kurieren, sie

Schwere Verstöße gegen die Menschenrechte sind an der Tagesordnung.

Das abgebrannte Lager Lipa in Bosnien, Dezember 2020

brauchen Geld für neue Handys, Schlafsäcke und Schuhe. Dieses Prozedere wiederholt sich nach jedem Pushback. Hinzu kommen die schweren Lebensbedingungen in Velika Kladuša. Neben den offensichtlichen Problemen, wie der mangelnden Grundversorgung, ist die Angst vor Gewalt auch hier ein ständiger Begleiter. Immer wieder kommt es zu Übergriffen seitens der Polizei oder rechten Bürgerwehren, aber auch unter den Flüchtenden eskaliert die Gewalt. Ein häufig unbeachteter Aspekt ist die unsichtbare Gewalt, mit der sie tagtäglich konfrontiert werden. Seit sie auf der Flucht sind, befinden sie sich in Umgebungen, in denen sie nicht erwünscht sind, als Probleme wahrgenommen werden. In Velika Kladuša beispielsweise ist Flüchtenden der Zugang zu den meisten Supermärkten und zu fast allen Cafés, Bars und Restaurants verboten. Gewalt, Feindseligkeit und Ablehnung sind also ständige Begleiter. Dazu kommt der enorme Druck, unter dem die Flüchtenden stehen. Fast alle Menschen auf der Flucht haben entweder alles verkauft und hinter sich gelassen oder sich bei ihrer Familie und in ihrem Umfeld verschuldet, um die Flucht zu finanzieren. Zurückzugehen ist entweder nicht möglich oder kommt einem Versagen gleich. Nach mehreren tausend Kilometern und noch viel mehr ausgegebenen Geld, ist für die meisten Rückkehr keine Option.

Perspektivlosigkeit und Hilfe

Bei all diesen Faktoren ist es kein Wunder, dass Depression, Gewalt gegen sich und andere, suizidale Gedanken sowie Apathie unter Menschen auf der Flucht stark verbreitet sind. Es handelt sich meist um junge Menschen, die ihre Familie, ihre Freund*innen, ihren Job und ihr Zuhause mit der Hoffnung verlassen haben, in Europa ein besseres Leben zu führen. Die Realität auf der Balkanroute ist hingegen so brutal, dass sich einige wünschen, sie wären nie weggegangen. Trotzdem können sie weder vor noch zurück und stecken an einem Ort fest, der ihnen den letzten Funken Würde nimmt. Zumindest gibt es mittlerweile mehrere Organisationen, die Flüchtende vor Ort mit Kleidung, Medizin, Essen und Feuerholz unterstützen. Gegen die Kälte und den Hunger kommt man an, gegen die Hoffnungslosigkeit und die Resignation hilft in dieser Situation kaum etwas.

Einige, die ich in Velika Kladuša getroffen habe, haben es mittlerweile nach Europa geschafft. Sie sind dem Horror der Balkanroute entflohen. Doch viele haben auch in Europa keine Perspektive, leben in der Illegalität oder werden abgeschoben und landen dann teilweise wieder in Velika Kladuša, obwohl sie ihrem Ziel eines besseren Lebens schon so nah waren. △

Velika Kladuša liegt im Nordwesten Bosniens, direkt an der kroatisch-bosnischen Grenze und hat sich in den letzten Jahren zu einem Hotspot der sogenannten „Balkanroute“ entwickelt. Die Gruppe AK49 aus München ist derzeit vor Ort aktiv und unterstützt Menschen auf der Flucht.

Spendenmöglichkeit an die Gruppe AK49:
Kontoinhaber: Philipp Spindler
IBAN: DE97 4306 0967 1132 476400
BIC: GENODEM1GLS

Matteo Meinzolt ist Aktivist und war im letzten halben Jahr als humanitärer Helfer in Velika Kladuša aktiv.

GENAUER HINSCHAUEN

THEORIE UND PRAXIS KRITISCHER BILDUNG

Seit mittlerweile sechs Jahren versuchen wir, der Verein für kritische Bildung „Kontra.Punkt“, mit unserem Schulworkshop „Genauer Hinschauen“ in diversen Bildungseinrichtungen kritische Bildungsinhalte bezüglich Migration, Flucht, Asyl und Rassismus zu vermitteln, um Stereotypen vorzubeugen, bzw. diese sichtbar zu machen und zu entkräften. Im Folgenden wollen wir unsere theoretischen Überlegungen zu antirassistischer kritischer Bildung sowie die praktische Umsetzung dieser Ideen teilen.

Eine Rückschau von Gregor Berger und Laura Bäumel.

Eine Theorie der kritischen Bildung

Die Inhalte, sowie unsere Vermittlungsmethoden erheben den Anspruch eine kritische und emanzipative Bildung zu ermöglichen. Kritische Bildung kann vieles bedeuten, ein Umstand, der sich an den diversen theoretischen Abhandlungen und der langen Geschichte dieses Bildungskonzepts festmachen lässt. Unserer Meinung nach lassen sich jedoch zwei wesentliche Anspruchsachsen ausmachen: Zum einen geht es darum, kritische Inhalte zu vermitteln. Das heißt Themengebiete zu diskutieren, die sich die kapitalistische Gesellschaft mit Mechanismen des Verschweigens, Unterdrückens, Ausblendens, und Verblendens spart, um die eigene Fiktion aufrechtzuerhalten (Stichwort „Europa der Menschenrechte“) oder so verkehrt, dass sie für die eigene Erzählung instrumentalisiert werden können. Gesellschaftskritische Themen also, die aufgrund ihrer Abseitsstellung in der Gesellschaft, auch in den Lehrplänen von Bildungseinrichtungen häufig zu kurz kommen. Das Diskutieren dieser Themen birgt somit ein emanzipatives Potenzial, woraus eine emanzipative Praxis erwachsen kann.

Zum anderen verlangt kritische Bildungsarbeit neben Überlegungen darüber womit man sich beschäftigt, zu reflektieren wie man sich mit etwas beschäftigt. Häufig fungiert das Sich-beschäftigen als eine Distanzierung zu dem mit dem sich beschäftigt wird. Man setzt sich wortwörtlich auseinander mit etwas, man spricht über etwas und hebt sich folglich ab, indem man kategorisiert, erklärt und häufig konstruiert. Doch kennen wir auch einen zweiten Modus des Sich-beschäftigens in dem nicht darüber, sondern damit gesprochen wird. Damit sprechen kann bedeuten mit jemandem zu sprechen, aber auch mithilfe von etwas, also neue und andere Realitäten, Wahrnehmungsmuster, Bedeutungen, und letzten Endes eine andere Sprache zu erproben. In diesem zweiten Modus geht es womöglich auch darum zuerst über etwas zu sprechen, um einen Blick für die relevanten Kategorien zu gewinnen, aber zuvorderst geht es darum mit jemandem zu sprechen, Erfahrungen zugänglich zu machen, Lebenswelten und -realitäten zu vermitteln, Kontexte, Erzählungen und Rahmungen sichtbar zu machen.

Reflexionsmöglichkeiten – wie beispielsweise geförderte Supervision – bleiben einem Verein unserer Größe verwehrt.

Praxis: Das Klassenzimmer als Erfahrungsraum

Der erste Anspruch kritischer Bildung, alternative und unterbehandelte Inhalte in Bildungsstätten zu tragen, war der Keim unseres Projekts. 2014 fand sich eine Gruppe aus Menschen mit Fluchterfahrung und Jugendlichen aus dem Raum Weiz zusammen, um einander kennenzulernen. Nachdem wir immer mehr Anfeindungen, ein Klima der Angst und der Wut, sowie diverse Vorurteile, Gerüchte und Stereotype auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft beobachten konnten, beschlossen wir einen Workshop für Schulen zu konzipieren, um dem etwas

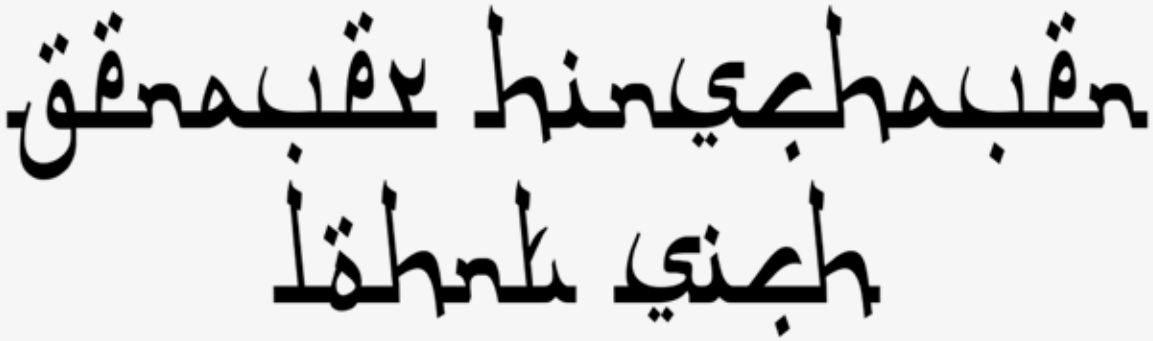
Das Team von Kontra.Punkt

entgegenzusetzen. Umso mehr Klassen das Workshopangebot annahmen, umso deutlicher wurde, wie notwendig Aufklärung in diesem Bereich ist und wie wirksam der Austausch zu diesen Themen sein kann.

Dem zweiten Anspruch, nach einer kritischen Form des Vermittelns, versuchen wir durch den Aufbau unseres Workshops gerecht zu werden. Mittels fundierter Daten werden Begriffe, Rechtslagen sowie sozioökonomische Kontexte diskutiert und so das Phänomen Flucht und dessen Ursachen in einem gesamtgesellschaftlichen Kontext systemkritisch diskutiert. Danach wird anhand eines spielerischen, sozialpsychologischen Experiments, zusammen mit den Jugendlichen, das Entstehen und Funktionieren von Stereotypen und Gerüchten erläutert, bzw. aufgezeigt. Zusätzlich werden in diesem Abschnitt die Themen „Fake News“ und Internethetze besprochen. Abschließend wird anhand des Einzelschicksals einer Person mit persönlicher Fluchterfahrung besprochen, wie sich die damalige und jetzige Situation in dem jeweiligen Herkunftsland gestaltet, was der Fluchtgrund war, wie die Fluchtroute verlief und welche emotionalen und psychischen Aspekte eine Flucht und das Ankommen in einem neuen Land mit sich bringen. Obgleich die Jugendlichen über den ganzen Workshop hinweg ermutigt werden Fragen zu stellen und ihre Meinung kundzutun, sollen vor allem am Ende noch Unklarheiten diskutiert werden. Dabei wird explizit aufgefordert, in aller Unverblümtheit und Ehrlichkeit Ängsten, Sorgen und Gedanken Raum zu geben und jede Frage mit sachlichen Argumenten zu diskutieren. Die inhaltliche Fülle und Schwere versuchen wir durch einen humorvollen und lockeren Stil zugänglicher zu gestalten.

Realitäten kritischer Bildungsarbeit

Nach sechs Jahren Erfahrung des Organisierens, Konzipierens und Abhaltens von Workshops, können einige Schlüsse gezogen werden. Schlüsse, die über das emanzipative Potential kritischer Bildung informieren können. Nachdem wir in den ersten Jahren kein Geld für unsere Workshops verlangten, wurde uns bald klar, dass das ehrenamtliche Engagement einige Schwierigkeiten mit sich bringt. Zuvorderst mussten wir erkennen, dass soziales Engagement ein Privileg ist. Dem Ideal des Ehrenamts wollten wir auch deshalb nicht länger nachgehen, da soziale Arbeit einen monetären Wert in der Gesellschaft haben sollte und dieser dementsprechend eingefordert werden muss, da ›



Dieser Schriftzug ist zwar durchaus in einer dir möglicherweise unbekannten Schriftart geschrieben, jedoch nicht in einer dir unverständlichen – genauer hinschauen lohnt sich!

© Verein Kontra.Punkt

er ihr meist nicht von selbst zugesprochen wird. Das System darf sich nicht auf unbezahltes soziales Engagement verlassen. In diesem Punkt hat man unserer Meinung nach auch eine Verantwortung anderen Initiativen gegenüber, die es sich auch nicht leisten können oder wollen, unbezahlte Arbeit zu verrichten. Jede für den Verein aufgewendete Stunde wird demnach mittlerweile entlohnt. Eine weitere wichtige Erkenntnis für uns war, das es für einen Verein, der nicht nur zur Selbstbeweihräucherung bestehen will, notwendig ist, sich mit Bereichen auseinanderzusetzen, die manchmal minder spannend sind, sich Menschen mit verschiedenen Expertisen ins Boot zu holen, Kommunikationsstrukturen aufzubauen und Zuständigkeiten sowie Verantwortlichkeiten zu verteilen.

Ein Problem, mit dem wir häufig zu kämpfen haben, besteht in der Wahrnehmung von Lehrkräften, dass Rassismus an ihrer Schule kein Problem darstelle. Die Begründungen der Absagen reichen dabei von „Wir haben eh keine Geflüchteten an der Schule", „Das Thema ist nicht mehr aktuell" bis zu „Bei uns gibt es keinen Rassismus". Die Wichtigkeit miteinander über Flucht und Rassismus zu sprechen, auch wenn der Hut (bzw. das Geflüchtetenheim) noch nicht brennt, ist vielen Lehrkräften nicht bewusst. Um auch diese Schulen mit unserem Angebot erreichen zu können, versuchen wir Workshops zu einem wesentlich geringeren Preis anzubieten. Dennoch erreichen wir nicht alle. Hier wird ein strukturelles Problem sichtbar: Lehrkräfte werden hinsichtlich der Thematik Rassismus, Flucht, Rechtsextremismus etc. zu wenig sensibilisiert. Die Ausbildung ist demgemäß nicht adäquat für eine Gesellschaft, die zu einem signifikanten Teil aus Menschen mit Flucht- und Migrationserfahrung besteht und gleichzeitig von rechtspopulistischen Mobilisierungsversuchen durchzogen ist.

Der Workshop löst bei Jugendlichen viele Emotionen aus. Einerseits, da die Themen Rassismus, Kolonialismus, Flucht und vor allem die persönlichen Schicksale der Menschen mit Fluchterfahrung häufig bestürzen und durchaus Trauer oder gar Wut auslösen. Andererseits, weil Jugendliche rassistische Ressentiments aussprechen, vertreten oder nachsprechen und damit vor allem die Menschen mit Fluchterfahrung im Team verletzen oder potenziell (re-)traumatisieren. Unsere bewährte Strategie ist es dabei, die Jugendlichen in (bzw. mit) ihren Aussagen ernst zu nehmen, das Gesagte nicht zu tabuisieren und mit ihnen über die Wortmeldung oder ihr Verhalten mit einer klaren Haltung zu diskutieren. Häufig relativieren dieses Ernst- und Wahrnehmen bereits die Emotion oder Meinung hinter dem Gesagten. Obwohl wir heikle Situationen und Fragen im Team gemeinsam reflektieren und Umgangstechniken austauschen, bräuchte es hier auch Mittel wie einer Supervision oder Ähnliches – Mittel, die einem Verein unserer Größe aber verwehrt sind.

Die wichtigste Erfahrung aber, aus der sich die Energie unseres gesamten Tuns letztendlich speist, ist die transformative Kraft und Wirkung des Austausches in unseren Workshops. Wir sind nach nahezu jedem Workshop berührt, welche positiven Wirkungen und Reaktionen ein dreistündiger Antirassismus-Workshop erwirken kann und welches Interesse, Wissen oder politisches Bewusstsein im Laufe des Workshops zum Vorschein kommt. Vor allem das Sprechen über persönliche Kriegs-, Verfolgungs-, Leidens-, Flucht- und Asylerfahrungen ergänzt durch Informationen zu Flucht und Asyl öffnet einen Erfahrungs- und Resonanzraum, der diese Arbeit so bedeutsam und wirksam macht. Dieser Befund schlägt sich vor allem in den Feedbacks der Jugendlichen nieder. Es ist damit das eingangs beschriebene Einfühlen in und Verstehen von anderen Lebensrealitäten und Problemen, welches über die Praxis kritischer Bildungsarbeit seinen Weg ins Klassenzimmer findet und so einen Ansatzpunkt für ein antirassistisches Miteinander darstellt. Genauer hinschauen lohnt sich also! △

ÜBER DEN VEREIN:
Der Verein „Kontra.Punkt – Verein für kritische Bildung" wurde 2019 gegründet und ging aus dem 2014 entwickelten Antirassismus-Workshopkonzept „Genauer Hinschauen" hervor. Mittlerweile umfasst unser Workshopangebot auch Themen wie Klimawandel und -aktivismus, Mode und Menschenrechte sowie Kritik und Literatur und wird laufend ausgebaut. Der Verein ist in Graz verortet. Informationen auf www.kontra-punkt.at und https://www.facebook.com/kontrapunktverein Kontakt: info@kontra-punkt.at]

LITERATURHINWEIS:
Belinda Kazeem-Kamiński, Engaged Pedagogy. Antidiskriminatorisches Lehren und Lernen bei bell hooks, Wien 2016.

Melisa Erkurt, Generation Haram. Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben, Wien 2020.

© Michael Schmuck

Laura Bäumel studiert Kulturanthropologie und Soziologie in Graz und leitet den Verein Kontra.Punkt. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich kritischer Bildung, Postkolonialismus und Arbeit.

© Michael Schmuck

Gregor Berger studiert Politik-, Wirtschafts- und Rechtsphilosophie (PELP) in Graz und ist Gründungsmitglied des Vereins. Seine Forschungsschwerpunkte sind radikale Demokratietheorien, Kapitalismuskritik und Populismus.

KONTRA • PUNKT
VEREIN FÜR KRITISCHE BILDUNG

ENGAGIERTE GEDENKARBEIT IN GRAZ: DER VEREIN CLIO

In Österreich gibt es zahlreiche Initiativen und Vereine, die sich wichtiger Gedenk- und Erinnerungsarbeit widmen. In einer wiederkehrenden Rubrik möchten wir jeweils eine dieser Initiativen in einem Artikel präsentieren. In der aktuellen Ausgabe der Alpendistel stellen wir den in Graz ansässigen Verein CLIO vor.

Ein Artikel von Caroline Huber.

Der Verein CLIO leistet in Graz seit dem Jahr 1995 Geschichts- und Bildungsarbeit. Der Name stammt aus der griechischen Mythologie. Als eine der neun Musen und Tochter von Zeus wurde Clio die Kunst der Geschichtsschreibung überantwortet. Gegründet wurde der Verein vom Schriftsteller Thomas Karny, den Historikerinnen Margit Franz und Manuela Fritz, sowie dem Historiker Heimo Halbrainer. Ziel war es, die verdrängte jüngere Geschichte der Steiermark, welche auch von der institutionalisierten Geschichtsforschung nur marginalisiert behandelt wurde, wissenschaftlich aufzuarbeiten und über das akademische Feld hinaus öffentlich zu diskutieren. Zunächst stand, ähnlich wie bei Alpine Peace Crossing, das Erwandern und das sprichwörtliche Nachgehen von Geschichte im Vordergrund, wie beispielsweise das Gehen auf den Spuren der steirischen Partisan*innen oder das Aufsuchen von Orten, wo sich vor 100 Jahren das jüdische Leben in Graz konstituierte. Im Laufe der Zeit kamen zahlreiche Ausstellungen, Symposien und Vortragsreihen zu zeithistorischen Themen hinzu.

Ein eigener Verlag

1998 gründete CLIO einen eigenen Verlag, mit dem Ziel aus der eigenen Arbeit heraus, aktuelle Diskussionen einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Seither sind zahlreiche Bücher und Schriften zu Themen wie Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Flucht und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung, Antisemitismus, NS-Herrschaft in der Steiermark, NS- und Kriegsverbrecherprozesse und Frauengeschichte erschienen. Neben der Veröffentlichung von Büchern werden in den wissenschaftlichen Reihen *CLIO Historische und gesellschaftspolitische Schriften* und *Veröffentlichungen der Forschungsstelle Nachkriegsjustiz* die Ergebnisse von wissenschaftlichen Tagungen diskutiert. In einer 2008 begonnen Schriftreihe werden zudem Texte vergessener Autor*innen publiziert. 2020 veröffentlichte der CLIO Verlag das Buch *Sepp Filz – Walz, Widerstand, Wiederaufbau*. Darin wird die Geschichte eines steirischen Partisanen ›

Zunächst stand, ähnlich wie bei Alpine Peace Crossing, das Erwandern und das sprichwörtliche Nachgehen von Geschichte im Vordergrund.

Wanderung auf den Spuren der Partisan*innen

Aussstellung: Herbert Eichholzer 1903 – 1943. Architektur und Widerstand (mit Margarete Schütte-Lihotzky)

Im Zentrum steht dabei das Erinnern an verdrängte Zeitgeschichte und die Sichtbarmachung der Menschen, die sich gegen die NS-Diktatur gestellt haben.

beschrieben, der gegen die Nationalsozialisten kämpfte und nach 1945 den Wiederaufbau in Leoben vorantrieb.

Schritte durch Graz

Auch Rundgänge und historische Stadtspaziergänge werden regelmäßig veranstaltet. Zuletzt führte im September und Oktober 2020 der Rundgang Schritte durch Graz zu Orten der Täter*innen, der Opfer und des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus von 1938 bis 1945. Der Spaziergang fand im Rahmen der in der Grazer Oper aufgeführten Oper *Die Passagierin* von Mieczysław Weinberg statt, welche auf dem Buch der KZ-Überlebenden Zofia Posmysz basiert.

Widerstand wird sichtbar gemacht

Das wissenschaftliche Interesse des Vereins CLIO gilt der Frage der Handlungsspielräume in der Zeit des Nationalsozialismus. Im Zentrum steht dabei das Erinnern an verdrängte Zeitgeschichte und die Sichtbarmachung der Menschen, die sich gegen die NS-Diktatur gestellt haben, dabei für ihre Überzeugungen eingestanden sind und in einer unmenschlichen Zeit Widerstand gegen die NS-Gräuel geleistet haben. Mit seinen Veranstaltungen und Publikationen hat CLIO federführend dazu beigetragen, Lücken in der österreichischen Geschichtsaufarbeitung zu schließen. ⛰

Mehr Informationen unter: www.clio-graz.net

LITERATURHINWEIS:
Heimo Halbrainer, Sepp Filz. Walz, Widerstand, Wiederaufbau, Graz 2020.

Caroline Huber ist Pädagogin und Vorstandsmitglied bei APC.

REZENSION

WIDERSTAND VERFOLGUNG BEFREIUNG

„Sehnsucht habe ich nach euch und den Bergen.“ Unter diesem Zitat, der von den Nazis ermordeten kommunistischen Widerstandskämpferin Rosa Hofmann, wollen die Autoren Thomas Neuhold und Andreas Praher in ihrem neu erschienenen Buch *Widerstand – Verfolgung – Befreiung. Zeitgeschichtliche Wanderungen* eine neue Perspektive auf die Alpen und ihre Geschichte bieten.

Eine Rezension von Matthias Schreckeis.

Lange schon waren die Alpen Sehnsuchtsort verschiedenster Bedürfnisse und Kristallisationspunkt von Identitätskonstruktionen und Abgrenzungen. Als Idyll und Urlaubsparadies dienten die Berge lange als scheinbare Parallelwelt, in der Bürgertum wie Arbeiter*innenklasse den wirtschaftlichen und politischen Verwerfungen der Zwischenkriegszeit zeitweilig entfliehen konnten. Diese imaginierte Trennlinie zerbrach in den 1930er Jahren. „Überleben anstatt Erleben prägten die Jahre bis in die Nachkriegszeit hinein“, schreiben Neuhold und Praher. Der Alpenraum wurde Schauplatz von Vernichtung, Vertreibung und Ausgrenzung. Opfer wie Täter*innen fanden Zuflucht in den Bergen und bahnten sich ihre Fluchtrouten über unwegsame Pässe in die Freiheit. Der Grausamkeit des NS-Regimes standen auch im Alpenraum mutige Antifaschist*innen gegenüber, die die Berge zu ihren Zwecken nutzten. Die 35 geschilderten Spazier- und Wanderrouten sind fast alle im Bundesland Salzburg verortet. Zu Beginn wird der historische wie ideelle Kontext jeder Wanderung in einigen Seiten dargestellt. Die Einführungen sind allesamt sehr flüssig und spannend zu lesen. Der umfassende Literaturapparat lädt zu weiteren Nachforschungen ein. Daran anschließend werden in knappen aber exakten Angaben Routenbeschreibungen sowie Anforderungen an Konstitution und Ausrüstung dargelegt. In Kombination mit Karten und Bildmaterial fällt die Orientierung leicht.

Die Erinnerung an antifaschistische Kämpfe wird weitergetragen und bekommt durch das eigene „Sich-Erwandern“ eine zusätzliche Qualität.

Mit ihrem großartigen Wanderführer gelingt es Neuhold und Praher, Bewusstsein für die Historizität des Alpenraums zu schaffen. Sie machen deutlich, dass Geschichte lebendig ist und Orte wie Menschen prägt. Die Erinnerung an antifaschistische Kämpfe wird weitergetragen und bekommt durch das eigene „Sich-Erwandern“ eine zusätzliche Qualität. Dieses Buch darf in keinem „wanderbegeisterten“ Bücherregal fehlen! △

WIDERSTAND – VERFOLGUNG – BEFREIUNG
Zeitgeschichtliche Wanderungen, von Thomas Neuhold und Andreas Praher ist 2020 im Anton Pustet Verlag erschienen.
248 Seiten. 24 Euro.

Matthias Schreckeis studiert Geschichte und Slawistik in Graz und ist Vorstandsmitglied bei APC.

AUS DEM VEREIN

77 Rückblick 2020

78 15 Jahre APC

80 Geschichten aus dem Hain der Flucht

82 Ein Memory-Spiel gegen das Verdrängen

83 Der APC-Friedenspreis
Die Preisträger*innen 2020 & 2021

87 Erinnerungsorte entlang der historischen Fluchtroute

88 Flucht über die Berge
6. Krimmler Theaterwanderung

89 So können Sie unsere Arbeit unterstützen

89 Sponsor*innen der Alpendistel

90 Mitgliedschaftsantrag

91 Ausblick 2022

RÜCKBLICK 2020

Das Vereinsjahr 2020 war ein sehr aufregendes, in dem trotz oder auch gerade aufgrund der Corona-Pandemie einige Projekte umgesetzt werden konnten.

Ein Bericht von Bettina Reiter.

Im Februar 2020 kam es zu einer Vereinsspezialisierung von Alpine Peace Crossing, in deren Zuge der Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur – APC gegründet wurde. Dieser neu gegründete Verein kümmert sich um den Bereich Gedenk- und Erinnerungsarbeit (sowie die Veranstaltungen in Krimml), während APC-HELP auf soziale Anliegen fokussiert.

Nachdem leider im April aufgrund der Maßnahmen der Bundesregierung zur Eindämmung von Covid-19 absehbar war, dass eine Durchführung der Gedenkwanderung sowie des Dialogforums nicht möglich sein würde, stellte sich die Frage eines geeigneten Ersatzprogramms. Eine virtuelle Wanderung, auf der der neue Vereinsvorstand (zumindest bis zur italienischen Grenze) vom Wohnzimmer aus begleitet werden konnte, sollte es sein. Das Vorstandsteam verbrachte ein Wochenende in Krimml beim Tauernhaus und erstellte Video- und Fotomaterial, welches dann zum Zeitpunkt der eigentlich geplanten Wanderung via Social Media geteilt wurde.

Den Lockdown nutzten wir noch für ein weiteres Projekt: die erste Ausgabe der *Alpendistel. Magazin für antifaschistische Gedenkkultur.* Mit dem Schwerpunktthema „Im Schatten der Berge – Antisemitismus gestern und heute“ wurde diese pünktlich zum eigentlichen Termin der Gedenkwanderung gedruckt und an alle Mitglieder versandt. Wir sind sehr stolz auf die erste Ausgabe und freuen uns, dass wir sie allen Leser*innen gratis bzw. gegen eine Postgebühr zur Verfügung stellen konnten.

Den ersten Lockdown nutzten wir noch für ein weiteres Projekt: die erste Ausgabe der Alpendistel.

Nachdem einige Vorstandsmitglieder in Salzburg Stadt leben, war klar, dass wir eine Aktion zum Thema der NS-belasteten Straßennamen machen wollen, da für Ende 2020 der Expert*innenbericht erwartet wurde. Dass die Erkenntnisse aus dem angekündigten Bericht doch noch länger auf sich warten ließen, war wenig überraschend, umso wichtiger fanden wir es, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf dieses Thema zu lenken. Details zu der Memory-Aktion können im Artikel Ein Memory-Spiel gegen das Verdrängen auf Seite 82 nachgelesen werden.

Generell blicken wir auf ein aus unserer Sicht sehr erfolgreiches Vereinsjahr zurück. Bei der Gründungssitzung im Februar hätten wir uns beispielsweise nicht träumen lassen, dass wir Ende Juni bereits die erste Ausgabe unseres neuen Magazins mit zahlreichen namhaften Autor*innen in den Händen halten würden. Außerdem freut es uns besonders, dass wir aufgrund unserer Publikation der Alpendistel und weiterer Aktionen über zwanzig Mal in den Printmedien vertreten waren. △

Bettina Reiter ist Lehrerin für Englisch und Sport und Vorstandsmitglied von APC.

2007 führte die erste APC-Gedenkwanderung 150 Menschen über den Krimmler Tauern, darunter Zeitzeug*innen und Gäste aus Israel

© Gerald Adelsgruber

Ernst Löschner und Percussionist Martin Grubinger beim Sachspenden-Projekt „Wir geben“ 2018

© M. Nachtschatt

Beim Brückenschlag von der Geschichte zum aktuellen Umgang mit Geflüchteten sind 2017 auch Bundespräsident Alexander Van der Bellen sowie Marko und Hanna Feingold zu Gast

15 JAHRE APC

Im Juni 2007 fanden die ersten Gedenkveranstaltungen von Alpine Peace Crossing statt. In den darauffolgenden 15 Jahren hat sich das Projekt ständig weiterentwickelt: APC reagierte auf neue gesellschaftliche Herausforderungen, hat lange verdrängte Themen ins Licht der Öffentlichkeit geholt und einmalige Begegnungen zwischen Menschen verschiedener Generationen, Herkünfte und Biografien ermöglicht. Viele Ideen sind Wirklichkeit geworden in den zurückliegenden 15 Jahren – dank der wertvollen Arbeit ehrenamtlich Aktiver und zahlreicher Unterstützer*innen von APC.

Eine Rückschau von Kay-Michael Dankl.

1. Erste Schritte gegen das Vergessen

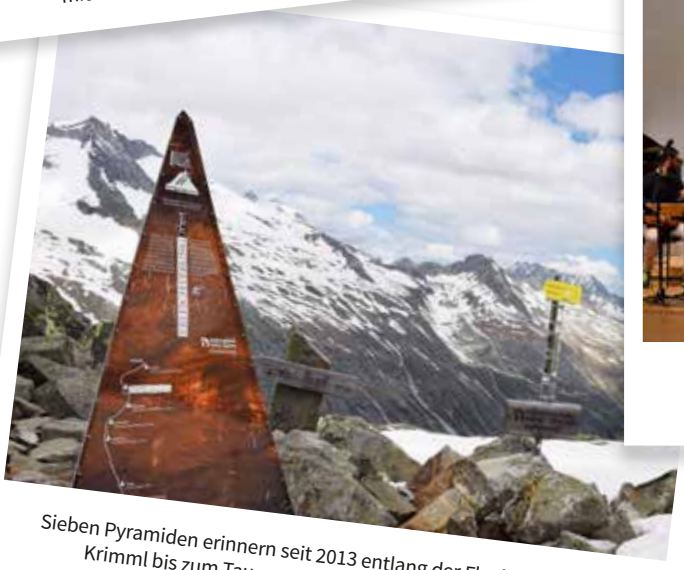
Die erste Gedenkwanderung über den Krimmler Tauern im Juni 2007 markiert die Geburtsstunde von APC. Es ist die erste groß angelegte Initiative in Österreich, die Geschichte der Flucht von Jüdinnen*Juden im Jahr 1947 aus der Vergessenheit hervorzuholen. Die Einweihung eines Gedenksteins im ehemaligen Lager Givat Avoda in Saalfelden, das Dialogforum in Krimml und die Wanderung über den Pass bekommen viel Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. Unter den 150 Teilnehmer*innen sind auch der 94-jährige Marko Feingold aus Salzburg, sowie zehn Zeitzeug*innen aus Israel.

2. Erinnern und Begegnung

Das jährliche Dialogforum und die Gedenkwanderung bilden bis heute das Herzstück der Arbeit von APC. Sie bieten einen einzigartigen Rahmen, die inhaltliche Auseinandersetzung mit Antisemitismus, Vertreibung und Flucht in Geschichte und Gegenwart mit der direkten Begegnung zu verbinden. Neben Teilnehmer*innen aus Israel und den USA (darunter Zeitzeug*innen und deren Nachkommen), kommen auch Menschen aus Österreich zu Wort, die von ihren Fluchterfahrungen etwa aus Syrien, Afghanistan, Somalia und dem Sudan berichten. Auch außerhalb von Österreich organisierte APC neue Begegnungen, zum Beispiel in Form eines Schüler*innen-Austauschs mit Israel 2010 und 2013.

2010 erfolgte der erste Schüler*innen-Austausch der HTL Saalfelden mit der Har VaGai Dafna / Eynot Yarden High School in Israel

Teilnehmer*innen berichten bei der APC-Gedenkwanderung über eigene Fluchterfahrungen



Sieben Pyramiden erinnern seit 2013 entlang der Fluchtroute von Krimml bis zum Tauernpass an die Ereignisse von 1947

Musik verbindet – 30 interkulturelle Veranstaltungen gingen 2016 von APC aus

Flucht hat viele Gesichter: Der Hain der Flucht, zu sehen bei der – Corona-bedingt virtuellen – Gedenkwanderung 2020

3. Helfen – APC-Sozialhilfe

Neben der aktiven Erinnerungs- und Gedenkarbeit setzt sich APC auch mit Flucht und Vertreibung in der Gegenwart auseinander. Vor dem Hintergrund des beginnenden Bürgerkriegs in Syrien startete APC 2011 mehrere Sozial-Projekte, um Geflüchteten direkt zu helfen. Dabei wurden mehrere hunderttausend Euro an Spenden gesammelt und für Ausbildung, Kautionen und Wohnhilfe, Gesundheits- und Psychotherapie, internationale Katastrophenhilfe und für Bewusstseinsbildung eingesetzt. Beispielsweise konnten 2015 unter dem Titel „Artists for Syria“ rund 66.000 Euro für Binnenflüchtlinge und Familienzusammenführungen aufgestellt werden. Seit 2020 wird die Sozial-Schiene über den Verein „APC-Help“ weitergeführt.

4. Gedenken am Weg

Für ein besseres Verständnis, was sich 1947 auf der Strecke von Krimml bis nach Kasern im italienischen Ahrntal abgespielt hat, wurden 2013 sieben Pyramiden aufgestellt. Sie markieren Etappen der Gedenkwanderung und informieren mehrsprachig über deren geschichtliche Hintergründe. Vier Jahre später, im Herbst 2017 folgte die Einweihung des „Hain der Flucht“. Auf 1.750 Meter Seehöhe im Krimmler Achental sind 49 Bäume, zwei Natursteine und eine Pyramide allen Menschen auf der Flucht gewidmet. Sie ehren und verbinden Geflüchtete, Aktivist*innen und Menschen, die sich mit ihnen solidarisieren.

Kay-Michael Dankl, Historiker und Gemeinderat in der Stadt Salzburg, unterstützt APC seit 2019 als Leiter des Wissenschaftlichen Beirats.

Der Hain der Flucht

GESCHICHTEN AUS DEM HAIN DER FLUCHT

Der Verein Alpine Peace Crossing (seit 2019 Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur – APC) widmet sich seit seiner Gründung der Erinnerung an geflüchtete Menschen. Zu diesem Zwecke wurde in Zusammenarbeit mit dem Nationalpark Hohe Tauern der Hain der Flucht angelegt. Als Ort wurde eine Almwiese auf 1750m Höhe im Krimmler Achental ausgewählt, kurz vor dem Anstieg zur Windbachalm. Die Einweihung des Hains erfolgte am 17. Oktober 2017 zur Erinnerung an die Gründung von APC 10 Jahre zuvor und an den jüdischen Exodus vor 70 Jahren.

Ein Artikel von Caroline Huber.

Erzählungen und Lebensgeschichten von und über Zeitzeug*innen geben Geschichten, Zahlen und Daten ein Gesicht, machen diese greifbar und schaffen Empathie.

Der Bergführer Viktor Knopf begleitete 1947 jüdische Flüchtlinge genau über die Wiese, an der später der Hain der Flucht installiert wurde. Er liegt nur etwa 200m von der 4. Friedenspyramide entfernt. Der Hain besteht aus insgesamt 49 Bäumen, die verschiedenen Persönlichkeiten gewidmet sind. Jenen Schicksalen, die untrennbar mit dem ehemaligen Lager Givat Avoda in Saalfelden bzw. mit dem Jüdischen Exodus von 1947 über den Krimmler Tauern verbunden sind. Weitere Bäume sind Menschen gewidmet, die zur Gründung von APC – und der Wiederbelebung des Fluchtweges – beigetragen haben. Des Weiteren wurden zwei große Natursteine installiert, die Menschen gewidmet sind, die sich für die Themen Flucht und Frieden engagieren. Bei den einzelnen Steinen und Bäumen sind keine Namen der geehrten Personen angeführt, sie werden jedoch individuell mit ihren Biografien auf der Website des Hain der Flucht genannt und laufend ergänzt.

Zeitzeug*innen und Nachkommen

Besonders am Herzen liegen APC die Bäume der geehrten Zeitzeug*innen vom Lager Givat Avoda und der Flucht über den Krimmler Tauern, sowie deren Nachkommen. Hier möchten wir in der kommenden Zeit ein besonderes Augenmerk auf die weitere Ausarbeitung der Biografien legen. Erzählungen und Lebensgeschichten von und über Zeitzeug*innen geben Geschichten, Zahlen und Daten ein Gesicht, machen diese greifbar und schaffen Empathie. Die zweite Ausgabe der Alpendistel ist dem Thema „Erinnerungen“ gewidmet. Daher möchten wir hier zwei Geschichten von Menschen erzählen, die 1947 im sehr jungen Alter über den Krimmler Tauern flüchteten, und denen ein Baum im Hain der Flucht gewidmet ist.

Zwi Katz

1927 im litauischen Kaunas geboren, wuchs Zwi Katz in einer bürgerlichen, jüdischen Familie auf. Im Sommer 1941 wurde er im Ghetto von Kaunas inhaftiert, nachdem die Wehrmacht in Litauen einmarschiert ist. 1944 wurde er ins KZ Kaufering und später ins KZ Dachau deportiert. Als er 1945 im Zuge eines Todesmarschs von Dachau aus von der SS in Richtung Alpen getrieben wurde, befreite ihn die US-Armee im oberbayerischen Waakirchen. Es folgte eine mehrjährige Odyssee durch Europa. Der Weg führte ihn über den Krimmler Tauernpass von Salzburg nach Italien. Über das Mittelmeer erreichte er 1948 Israel, wo er eine Familie gründete und einer Arbeit im Landwirtschaftsministerium nachging. Seit den 80iger Jahren setzt sich Zwi Katz intensiv mit seiner Vergangenheit auseinander. Er spricht als Zeitzeuge an Schulen in Deutschland und Israel. Zudem ist er regelmäßig Teilnehmer an Gedenkveranstaltungen und war lange Jahre stellvertretender Vorsitzender der Vereinigung der Überlebenden der KZ-Außenlager Dachau Landsberg/Kaufering. 2017 war er 90-jährig Ehrengast einer APC-Veranstaltung in Tel Aviv.

Dvora Levin

Dvora Levin war erst wenige Monate alt, als ihre Eltern beschlossen Polen zu verlassen und die Reise in Richtung Süden anzutreten. Nachdem sie über die damalige Tschechoslowakei nach Österreich kamen, verbrachten sie einige Tage im Joint Camp in der Stadt Steyr. Sie überquerten die Alpen und erreichten Italien, wo sie mit dutzenden anderen Familien in der Umgebung von Mailand in einem Lager für Displaced Persons untergebracht wurden. Ihr Vater arbeitete im Lager als Administrator und bekam, da er ein bekannter Tischtennisspieler war, Angebote nach Kanada oder Australien auszuwandern. Diese lehnte er aber zugunsten der Einwanderung nach Israel ab. Später zog die Familie nach Baretta, Süditalien. Insgesamt verbrachten sie zweieinhalb Jahre in Italien, bevor sie weiter nach Bari und von dort aus mit dem Schiff nach Israel fuhren, wo sie im Juni 1949 ankamen. Dvora Levin nahm 2017 zum ersten Mal am Alpine Peace Crossing teil und beschritt den Weg, über den sie mit ihren Eltern 71 Jahre zuvor flüchtete. △

Weitere Informationen, Biografien und Möglichkeiten wie der Hain der Flucht unterstützt werden kann finden sich unter: **www.hain-der-flucht.at**

Caroline Huber ist Pädagogin und Vorstandsmitglied bei APC.

EIN MEMORY-SPIEL GEGEN DAS VERDRÄNGEN

Ein über 60 Quadratmeter großes Memory-Spiel lud Passant*innen am Salzburger Residenzplatz zum Nachdenken über Salzburgs NS-belastete Straßen ein.

Ein Nachbericht von Robert Obermair.

Kein zu groß geratener Adventkalender, sondern ein Memory-Spiel mit 128 Plakaten sorgte im Dezember vergangenen Jahres in der Salzburger Altstadt für Aufsehen. Beim Residenzplatz lagen auf über 60 Quadratmetern große Memory-Karten am Boden ausgebreitet. Sie informierten über die 64 Straßennamen im Stadtgebiet, die bis heute Personen mit Verstrickungen im NS-Regime ehren. Passant*innen waren eingeladen, die zusammengehörigen Schilder mit dem jeweiligen Foto eines Straßenschildes und der dazugehörigen historischen Information zu finden. Die Aktion fand großes Gehör und brachte nicht nur viele interessierte Salzburger*innen mit uns ins Gespräch, sondern fand auch ein breites mediales Echo.

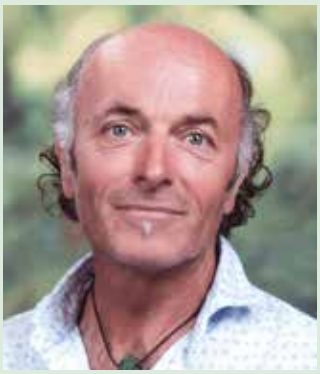
64 problematische Ehrungen für NS-Akteur*innen und -Profiteur*innen

Nach aktuellem Wissensstand sind 46 Straßen und Plätze in der Mozartstadt nach prominenten NSDAP-Mitgliedern benannt – bis heute. Weitere 18 geehrte Personen waren zwar keine Parteimitglieder, aber mit dem NS-Regime auf die eine oder andere Art und Weise verstrickt. Abseits einiger prominenter Fälle, wie der Josef-Thorak-Straße in Aigen, ist die dunkle Vergangenheit vieler belasteter Straßen wenig bekannt. So ist beispielsweise die Heinrich-Damisch-Straße in Parsch nach jenem Journalisten und Mitbegründer der Festspiele benannt, der als Sprachrohr für Antisemitismus und Nationalsozialismus diente und schon 1932 der NSDAP beitrat.

Verantwortung der Stadtpolitik

Die Aktion von APC fand in Hinblick auf die für Ende 2020 angekündigte Veröffentlichung des Berichts der von der Stadt Salzburg beauftragten Historiker*innenkommission zu den Straßennamen statt. Als Folge der Intervention von APC musste die Stadt Salzburg zugeben, dass sich die Veröffentlichung des Berichts mindestens bis zum Frühjahr 2021 verzögern wird. Sobald die Ergebnisse der Kommission endlich vorliegen, wird es an der Stadtpolitik liegen, ihre Verantwortung wahrzunehmen und nach jahrzehntelang verschleppten Debatten die überfälligen Schritte zu setzen. Das ist die Stadt den Opfern und ihren Nachkommen schuldig, aber auch den Bewohner*innen, die nicht gerne in NS-belasteten Straßen wohnen. APC fordert dementsprechend von der Stadtpolitik, dass sie ihre Verantwortung wahrnimmt, d.h. wo angemessen Umbenennungen vornimmt und eine historische Kontextualisierung im öffentlichen Raum sicherstellt. △

Robert Obermair ist Zeithistoriker an der Universität Salzburg und Vorstandsvorsitzender von APC.



Alois (Lois) Steger

Regine Kappeler

Gal Talit

Uzi Talit

DER APC-FRIEDENSPREIS

DIE PREISTRÄGER*INNEN 2020 & 2021

Der APC-Friedenspreis wurde 2019 ins Leben gerufen, um jene Menschen besonders zu ehren, die sich bleibende Verdienste in Schwerpunktbereichen von APC erworben haben. Corona-bedingt konnten die APC-Veranstaltungen letztes Jahr nicht stattfinden, weshalb der Friedens-preis 2020 für Regine Kappeler und Alois Steger beim 15. APC in Krimml am 25. Juni 2021 verliehen wird. Die Preise 2021 für Gal und Uzi Talit werden – auch um ihre Eltern zu ehren, die im Lager Givat Avoda vorbildlich gewirkt hatten – beim separaten Festakt in Saalfelden überreicht, der am Vormittag des 25. Juni 2021 geplant ist.

Eine Würdigung der Preisträger*innen von Ernst Löschner.

Es ist mir eine große Ehre, dass ich die vier Persönlichkeiten hier einzeln würdigen darf, denn sie alle sind von Anbeginn mit mir und den Zielen von APC eng verbunden und haben sehr bedeutend zur Entwicklung von APC beigetragen.

REGINE KAPPELER

Das Engagement der sprachgewandten Pädagogin Regine Kappeler für geflüchtete Menschen ist so beispielgebend wie es vielfältig ist. Sie besitzt die besondere Gabe der unaufdringlichen empathischen Zuwendung, die Vertrauen ausstrahlt und Geborgenheit vermittelt. Obwohl ihr keine spezifisch psychologische Ausbildung zuteil wurde, konnte sie bei vielen ihrer „Schützlinge" eine Katharsis bewirken, die diesen half, ihre Traumata zu überwinden.

Regine, Jg. 1944, ist in Mittersill aufgewachsen und blieb trotz vieler Auslandsaufenthalte dem Pinzgau stets eng verbunden. Nach ihrer Matura in Salzburg kam sie zu Sprachstudien zuerst an die Universität Wien und Anfang der 70er Jahre an die Universität Zürich, wo sie das Lizentiat (Diplom) in Französisch, Chinesisch und Russisch ablegte. Sie unterrichtete in der Schweiz alle drei Sprachen als Gymnasiallehrerin.
Ein neuer – und später auch für APC besonders wichtiger – Wirkungskreis ergab sich ab 1998 in Wien, als Regine als Deutschlehrerin im Flüchtlingsheim Ute Bock andockte. Was mit einigen Deutschstunden für geflüchtete Tschetschen*innen und Afrikaner*innen begann, weitete sich im Lauf der Jahre zu einer Lebensaufgabe aus. Ihre Tätigkeit beschränkte sich nicht auf den Sprachunterricht, sondern sie begleitete ihre Schützlinge bei Behördengängen, zur Psychotherapie oder ins Spital, sie verfasste für sie Empfehlungsschreiben und half ihnen beim Verfassen von Briefen oder Lebensläufen. Für viele ist Regine die einzige Österreicherin, die sie gut kennen und der sie vertrauen. Sie unterstützte in Krimml auf unnachahmliche Weise meinen Plan, dass APC nicht nur der Geflüchteten des Jahres 1947 gedenken möge: Auch die Flüchtlinge von heute sollen zu Wort kommen. So wurde die Windbachalm – als erste Station auf der jährlichen APC-Friedenswanderung – zu einem traditionellen Schwerpunkt unseres Engagements: Regine kam ab 2009 jährlich mit 10 bis 20 jungen Geflüchteten aus aller Welt, von denen einige von ihren persönlichen Fluchterlebnissen berichteten, einfühlsam moderiert von Regine.

Mit dem APC-Friedenspreis 2020 wird Regine als Mensch und Organisatorin gewürdigt, die entscheidend dazu beigetragen hat, dass sich die von ihr betreuten Geflüchteten bei APC stets akzeptiert fühlten als Teil einer Gruppe von Österreicher*innen, die ihnen Zuwendung und Verständnis entgegen bringen.

ALOIS (LOIS) STEGER

Lois ging uns immer barfuß entgegen, jedes Jahr seit der ersten APC-Friedenswanderung im Jahr 2007. So wollte er „an das Abholen der jüdischen Flüchtlinge erinnern". Es hat nur ein einziges Jahr gegeben (2013), bei dem wir bedingt durch starken Schneefall die Überquerung des Krimmler Tauern absagen mussten. Lois ließ sich aber nicht abhalten und kam uns trotzdem bis zur Windbachalm aus Kasern entgegen, barfuß natürlich. Erst im Nachhinein hatten wir erfahren, dass Lois 1997, also 10 Jahre vor der Gründung von APC, gemeinsam mit anderen Künstler*innen das Südtiroler Projekt „überGehen" organisiert hatte, zum 50-jährigen Gedenken an die Flucht von 1947. Dieses Projekt umfasste nicht nur eine Nachtwanderung einiger Unverdrossener bei nasskaltem Wetter von Kasern zum Krimmler Tauern, es war vor allem eine Freiluftinstallation von Kunstwerken, zu denen Lois 50 weiß getünchte Bergschuhe auf hohen Stangen eindrucksvoll gestaltet hatte. Die Landschaft für diese „Begehung" war die seine: er ist, Jg. 1956, in Kasern aufgewachsen und lebt heute noch im Ahrntal. Lois war an der Kunstschule Gröden zum Bildhauer ausgebildet worden und unterrichtete danach an den Bildhauerschulen von St. Jakob und Bruneck bevor er als Gastdozent an die TU München berufen wurde und 1995 den Kunstverein KUNSTMYST gründete. Heute wie damals wirkt er als Künstler und Organisator von Ausstellungen in Südtirol, Deutschland und Österreich sowie als begeisterter Alpinist und Bergführer, vor allem in seiner Heimat.

Für mich ist es bei der jährlichen APC-Friedenswanderung zu einer für alle Teilnehmer*innen beeindruckenden Tradition geworden, Lois am Scheitel der Überquerung – also direkt am Krimmler Tauern-Pass auf 2.634 Metern – zu erleben, wie er die historischen Ereignisse des Jahres 1947 aus Südtiroler Sicht schildert. Er ist für APC die personifizierte Brücke geworden, nicht nur zwischen dem Krimmler Achental und den Ortschaften im Ahrntal: er wurde für uns zum Symbol für Verständigung über alle Grenzen hinweg.

GAL UND UZI TALIT

Der neue Vorstand von APC hat – so wie ich in den 13 Jahren zuvor – die Gewissenhaftigkeit, Verlässlichkeit und das organisatorische Talent von Gal Talit kennen und schätzen gelernt. So wurde es eine schöne gemeinsame Entscheidung, als es zur Auswahl von Persönlichkeiten für den APC-Friedenspreis 2021 kam. Die Gründung von APC hat eine Wiedererinnerung an die „Judenflucht“ von 1947 bewirkt. Wie sehr dies die Familienschicksale der Zeitzeug*innen tangiert hat, wurde uns erst durch zahlreiche Berichte von deren Nachkommen verdeutlicht: Es war wie ein Dammbruch, der den Zeitzeug*innen ermöglichte, erstmals ihre Kinder und Enkelkinder an den eigenen traumatischen Erlebnissen der Shoa teilhaben zu lassen. Auch bei Gal und Uzi Talit war es nicht anders, obwohl ihnen bewusst war, dass Saalfelden das Leben ihrer Eltern Bilha und Moshe Talit nachhaltig geprägt hatte wie kein anderer Ort dieser Welt. Sie waren beide in entscheidenden Funktionen in Givat Avoda tätig und unmittelbar nach der Staatsgründung Israels 1948 im Kriegsdienst.

1949 kam Sohn Uzi zur Welt; Gal wurde 1961 geboren. Beide kamen mit ihren Eltern zum ersten APC 2007 nach Saalfelden und Krimml. Für Bilha war es wie ein letzter Wunsch, noch einmal an ihre Wirkungsstätte im ehemaligen Lager in Saalfelden zurückzukehren. Wenige Wochen danach ist sie verstorben. Uzi Talit lebt nun schon seit über 30 Jahren als Kardiologe in den USA. Sein Medizinstudium, das er – nach dem obligatorischen 3-jährigen Militärdienst in Israel – in Rom absolvierte, schloss er “summa cum laude“ ab, um danach als junger Internist im Hauptspital von Tel Aviv zu praktizieren. Nach seiner Pensionierung ist Uzi weiterhin als Herzspezialist aktiv, nunmehr vor allem für bedürftige Patienten, die er kostenlos betreut. Seine vielfältigen Interessen gelten u.a. der Fotographie und der Luftfahrt: Er besitzt einen Pilotenschein für Kleinflugzeuge und arbeitet derzeit an der Entwicklung eines professionellen Flugsimulators. Uzi ist nicht wegzudenken von unseren APC-Veranstaltungen; es gab kein einziges Jahr, in dem er nicht bei unseren Feiern in Krimml oder in Israel (bereits 2007, als wir die legendären Bricha-Persönlichkeiten Asher Ben Natan und Aba Gefen aufsuchten, oder 2017 zum 70-jährigen Gedenken an die Judenflucht) teilgenommen hätte. Er hat auch das Fotoarchiv seines Vaters durchforstet und uns Fotos von unschätzbarem Wert, vor allem über das Lagerleben in Givat Avoda, zur Verfügung gestellt.

Seine jüngere Schwester Gal ist unser unverzichtbarer Brückenkopf in Israel. Dass APC heute einen internationalen Stellenwert bekommen hat, ist auch ihr Verdienst, ebenso die erfolgreiche Durchführung unserer zweimaligen Schüler*innenaustausch-Programme (2010 und 2013) zwischen der HTL Saalfelden und Schulen in Israel. Gal Talit war viele Jahre als Regional- und Städteplanerin (sie verfügt über ein „PhD in Public Policy“) in Tel Aviv tätig. Derzeit ist sie im universitären Bereich in der Forschung und als Lehrbeauftragte engagiert und fungiert außerdem als Regierungskommissarin für Gemeinde-Jurisdiktionen. Von entscheidender Bedeutung für uns war und ist ihre organisatorische Arbeit (seit dem 1. APC 2007) zur Teilnahme der ersten, zweiten und dritten Zeitzeug*innen-Generationen an den jährlichen APC-Veranstaltungen. Für diese hat sie schon des Öfteren ein eigenes T–Shirt für die Teilnehmer*innen entworfen und auch auf diese Weise ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Österreicher*innen mitgestaltet. △

Ernst Löschner war Bankdirektor und ist Gründer und Ehrenpräsident von Alpine Peace Crossing.

KIELCE

Im Pogrom von Kielce wurden am 4. Juli 1946 über 40 polnische Jüdinnen*Juden ermordet. Dieses Pogrom gilt als einer der Auslöser der jüdischen Fluchtbewegungen aus Osteuropa, die in weiterer Folge für manche der Flüchtenden auch über den Krimmler Tauern führen sollte.

SAALFELDEN

Das im Sommer 1946 eröffnete jüdische Transitlager Givat Avoda („Hügel der Arbeit“) in Saalfelden (am Standort der heutigen Anton-Wallner-Kaserne) nahm eine zentrale Knotenfunktion auf der Fluchtroute ein. Das Lager selbst stand zwar unter US-amerikanischer Verwaltung, verfügte aber darüber hinaus über eine eigene Lagerleitung, deren Mitglieder Teil der Bricha waren und regelmäßige Überquerungen des Krimmler Tauern organisierten.

MERANO

Nachdem sie die Tauernhöhe erreicht hatten, ging es für die Flüchtenden hinab in Richtung Kasern im italienischen Ahrntal. Die italienischen Grenzbehörden kontrollierten hier nur sehr selten und eher pro forma. Nur vereinzelt wurden Flüchtende an dieser Grenzpassage zurückgewiesen. In Kasern angekommen, wurde die Mehrzahl der Jüdinnen*Juden von der Bricha mit Rot-Kreuz-Fahrzeugen weiter nach Merano oder auch Mailand gebracht.

GENUA

Von den italienischen Häfen wurden die Flüchtenden in weiterer Folge per Schiff in Richtung Palästina geschleust. In der italienischen Hafenstadt Genua schifften sich viele der Flüchtenden ein, um die – wie sie hofften – letzte Etappe ihrer Flucht anzutreten.

ERINNERUNGSORTE

ENTLANG DER HISTORISCHEN FLUCHTROUTE

APC hat mittlerweile sieben Gedenk-Pyramiden entlang der historischen Fluchtroute zwischen Krimml (Österreich) und Kasern (Italien) errichtet. In den kommenden Jahren soll dieses Projekt erweitert werden, und zwar einerseits entlang der weiteren Fluchtroute der Jüdinnen*Juden im Jahr 1947 über Merano, Genua und Zypern nach Israel und andererseits auch zurück zum Ausgangspunkt der Fluchtbewegung in Osteuropa, wo stellvertretend in Kielce eine Pyramide errichtet werden soll.

Das Projekt verfolgt einen transnationalen und integrativen Ansatz mit dem Ziel, an jedem der Erinnerungsorte konkret mit lokalen Organisationen, Institutionen und/oder engagierten Einzelpersonen zusammenzuarbeiten. Ziel dieser Zusammenarbeit ist es, an den jeweiligen Erinnerungsorten eine Sensibilisierung für diese historische Thematik zu erreichen.

ZYPERN

Da die britische Mandatsverwaltung versuchte, die illegale Einwanderung zu unterbinden, wurden viele der Flüchtenden allerdings über kürzere und längere Zeiträume in Zypern interniert.

HAIFA

Eretz Israel („das Land Israel(s)“) war das erklärte Ziel vieler, die die beschwerliche Flucht über den Krimmler Tauern bewältigt hatten. Auf dem Gebiet des heutigen Israels bietet sich dementsprechend eine ganze Reihe von Standorten für potentielle Pyramiden-Aufstellungen an. Als erster Schritt sind hier Erinnerungsorte in der Umgebung von Haifa, und zwar beim ehemaligen Atlit Camp, einem Anhaltelager für „illegale“ Migrant*innen, und beim HaBricha hiking trail im Karmel-Gebirge angedacht.

FLUCHT ÜBER DIE BERGE

In Memoriam Marko Feingold
6. KRIMMLER THEATERWANDERUNG

Seit 2016 spüren die professionellen Schauspieler*innen des teatro caprile in Kooperation mit APC im bezaubernden Krimmler Achental dem Marsch der 5000 jüdischen Flüchtenden über den Krimmler Tauern im Jahr 1947 nach. Auf der historischen Route wandern die Zuschauenden gemeinsam mit den Akteur*innen entlang des alten Wasserfallweges zum Krimmler Tauernhaus (Einkehrmöglichkeit) und weiter bis zur Windbachalm (Teilstrecken werden mit Kleinbussen zurückgelegt). An Originalschauplätzen wird in packenden und heiteren Szenen ein Stück, weitgehend in Vergessenheit geratener, Lokal- und Weltgeschichte wieder zum Leben erweckt. Von Szene zu Szene verschmelzen Vergangenheit und Gegenwart, Spiel und Wirklichkeit zusehends, ein zutiefst berührendes und nachdenklich stimmendes Erlebnis!

Termine: 25.06., 27.06., 02.07., 03.07., 04.07.2021 (Sondertermine im Zeitfenster für Schulen & Großgruppen auf Anfrage.)
Treffpunkt: jeweils 08:45 Uhr, Tourismusbüro Krimml
Start: 09:00 Uhr Musikpavillon Krimml

TICKETS:
- € 35,– pro Teilnehmer*in | Gruppen ab 10 Personen je € 30,– bei Vorauskasse
- Jugendliche und Schüler*innengruppen bis 18 Jahre à € 25,–
- Taxitransfers bergauf/bergab im Preis inbegriffen
- Wanderung: 600 Höhenmeter
- Hunde nicht erlaubt!
- Die Theaterwanderung findet bei jedem Wetter statt! Verkürzte Routen und Szenen in trockenen Ausweichquartieren sind vorbereitet. Regenbekleidung, festes Schuhwerk, Sonnenschutz und Trinkwasser nicht vergessen!
- Grundkondition und Trittsicherheit werden vorausgesetzt
- Teilnahme auf eigene Gefahr!
- Voranmeldung aufgrund begrenzter Kapazitäten unbedingt erforderlich!
- Die Theaterwanderungen werden unter Einhaltung der aktuellen Corona-Regeln durchgeführt.

INFO UND ANMELDUNG:
Tourismusverband Krimml
T: +43 6564 7239 0, E-MAIL: info@krimml.at

Spiel: Heide Maria Hager, Monika Pallua, Astrid Perz, Gaby Schall, Ivana Stojkovic, Andreas Kosek, András Sosko
Erzähler und Wanderbegleiter:
Hans Nerbl
Recherche, Texte und Regie:
Andreas Kosek
(www.andreas-kosek.at),
www.teatro-caprile.at

© A. Leiter

SO KÖNNEN SIE UNSERE ARBEIT UNTERSTÜTZEN

Da alle Mitglieder des Vereins ehrenamtlich arbeiten, sind die Verwaltungskosten gering und können über die Mitgliedschaftsbeiträge gedeckt werden. Alle Spenden fließen direkt in unsere Projekte, wie beispielsweise die Organisation der jährlichen Gedenkveranstaltungen in Krimml.

Wir freuen uns über Spenden an:
Empfänger: Verein für aktive
Gedenk- und Erinnerungskultur APC
IBAN: AT88 3503 9000 5904 8835
BIC: RVSAAT2S039

SO WERDEN SIE VEREINSMITGLIED
Der Mitgliedsbeitrag beträgt 30€ pro Jahr (15€ für Jugendliche, Studierende und Arbeitssuchende). Zum Erwerb der Mitgliedschaft füllen Sie bitte den Mitgliedschaftsantrag (nächste Seite) aus und schicken diesen an office@alpinepeacecrossing.org.

Es stehen zwei Formen der Mitgliedschaft zur Auswahl:
- *Fördernde Mitglieder:* Diese unterstützen den Verein finanziell, beteiligen sich aber nicht an der Vereinsarbeit.
- *Ordentliche Mitglieder:* Diese beteiligen sich auch an der Vereinsarbeit, indem sie in Absprache mit dem Vorstand Aufgaben erfüllen, die der Erfüllung des Vereinszwecks dienen. Alle ordentlichen Mitglieder sind in der Generalversammlung des Vereins aktiv und passiv wahlberechtigt.

SPONSOR*INNEN DER ALPENDISTEL

Wir danken unseren Kooperationspartner*innen und Fördergeber*innen,
die den Druck dieser Ausgabe der Alpendistel ermöglicht haben:

ÖH Uni Graz

erinnern.at
NATIONALSOZIALISMUS UND HOLOCAUST: GEDÄCHTNIS UND GEGENWART

öh salzburg
www.oeh-salzburg.at

ÖH JKU

ÖH UNI WIEN

krimml nationalparkgemeinde

StV Geschichte

MITGLIEDSCHAFTSANTRAG

Mitgliedschaftsantrag Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC (Alpine Peace Crossing)

Name: .....

Titel: .....

Straße, Hausnummer: .....

Postleitzahl, Stadt: .....

E-Mail-Adresse: .....

Telefonnummer (optional): .....

Ich möchte mich einbringen als:

☐ förderndes Mitglied: Fördernde Mitglieder unterstützen den Verein in finanzieller Hinsicht, beteiligen sich aber nicht aktiv an der Vereinsarbeit.

☐ ordentliches Mitglied: Ordentliche Mitglieder sind in der Generalversammlung des Vereins aktiv und passiv wahlberechtigt. Die Aufnahme als ordentliches Mitglied wird vom Vorstand bestätigt.

Der Mitgliedsbeitrag beträgt € 30,– pro Jahr (€ 15,– für Jugendliche, Lehrlinge, Studierende, Arbeitssuchende sowie Zivil- und Präsenzdiener) und ist auf folgendes Konto zu überweisen:

Empfänger: Verein für aktive Gedenk- und Erinnerungskultur APC
IBAN: AT88 3503 9000 5904 8835
BIC: RVSAAT2S039

Mit der Mitgliedschaft stimme ich der Zusendung des APC-Newsletters an die oben angegebene E-Mailadresse bis auf Widerruf zu.

Ort, Datum: ..... Unterschrift: .....

Bitte dieses Formular eingescannt und unterschrieben an office@alpinepeacecrossing.org senden.

AUSBLICK 2022

ALPINE PEACE CROSSING 2022: Kein ruhiges Hinterland – Widerstand in den Bergen

Die von APC organisierten Gedenkveranstaltungen unterscheiden sich in einem entscheidenden Punkt von vielen ähnlichen Projekten und Initiativen, denn sie verknüpfen das Erinnern und Gedenken mit einer ganz spezifischen topographischen Formation: dem (Hoch)Gebirge. Die Gedenkwanderungen mit denen jährlich an die Flucht tausender Jüdinnen*Juden über den Krimmler Tauern gedacht wird, sind somit eine ganz besondere Form der Erinnerung an die NS-Zeit und deren Nachwirkungen.

Den Gebirgsregionen Europas kam allerdings nicht nur bei den Fluchtbewegungen nach der Befreiung 1945 eine wichtige Rolle zu, sondern sie bildeten auch einen Rückzugs- und Agitationsraum für Widerständige gegen das NS-Regime. Im Jahr 2022 wird sich APC daher unter dem Motto „Kein ruhiges Hinterland – Widerstand in den Bergen“ schwerpunktmäßig mit diesem Themenkomplex auseinandersetzen. Dabei sollen nicht nur widerständige Handlungen gegen den Nationalsozialismus auf dem Gebiet des heutigen Österreichs in den Fokus gerückt werden, sondern auch andere Regionen Europas in den Blick genommen werden.

Die nächsten APC-Gedenkveranstaltungen finden im Sommer 2022 statt. Alle Informationen zur Anmeldung werden im Februar 2022 auf unserer Homepage veröffentlicht. Wir freuen uns über zahlreiche Beteiligung an den Veranstaltungen!

© Hebein, CC BY-SA 3.0, via Wikimedia Commons

Mahnmal im Vratatal (Slowenien) für die gefallenen Partisan*innen im Zweiten Weltkrieg.

Denn ich betrachte unser Gedächtnis nicht als ein das eine bloß zufällig behaltendes und das andere zufällig verlierendes Element, sondern als eine wissend ordnende und weise ausschaltende Kraft.

Alles, was man aus seinem eigenen Leben vergisst, war eigentlich von einem inneren Instinkt längst schon verurteilt gewesen, vergessen zu werden.

Nur was ich selber bewahren will, hat ein Anrecht, für andere bewahrt zu werden.

Stefan Zweig, Die Welt von gestern.
Erinnerungen eines Europäers (Vorwort), 1942.

KRIMMLER TAUERN

ALPINE PEACE CROSSING